

HERMANN  
SCHÜRENBERG



**WENN  
GOTT  
NICHT**

**GLAUBENS-**

**DAS**

**ERFAHRUNGEN**

**HAUS**

**IN UNSERER ZEIT**

**BAUT...**

Hermann Schürenberg

# Wenn Gott nicht das Haus baut . . .

Glaubenserfahrungen in unserer Zeit

Mit einem Nachwort von Peter Strauch

*Brendow*  *Buch  
Kunst  
Verlag*

Gewidmet meiner Frau Elfriede und unseren Kindern.

Diese PDF Ausgabe wurde mit freundlicher  
Genehmigung des Brendow Verlages vom  
Schriftbild der Taschenbuchausgabe 1994 erstellt.

FeG Nürnberg, Juni 2021

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Schürenberg, Hermann:**

Wenn Gott nicht das Haus baut . . . : Glaubenserfahrungen in unserer  
Zeit / Hermann Schürenberg. – Moers : Brendow, 1994

(Edition C : M ; 202)

ISBN 3-87067-582-9

NE: Editon C / M

ISBN 3-87067-582-9

Edition C, Reihe M 202

© 1994 by Brendow Verlag, D-47443 Moers

Einbandgestaltung: Büro für Gestaltung init, Bielefeld

Gesamtherstellung: Brendow Druck, 47443 Moers

Printed in Germany

## *Einführung*

Wer nicht an die Existenz Gottes glaubt, mag den Inhalt dieses Buches als naiv empfinden. Für mich ist die Gewißheit, daß Gott existiert, die entscheidende Antwort auf alle Fragen nach Sinn und Ziel unseres Lebens.

Friedrich Nietzsche schrieb zwar schon im Jahre 1882 mit flammenden Worten: „Gott ist tot. Gott bleibt tot. Und wir haben ihn getötet.“ — Wie froh und dankbar bin ich, daß ich glauben kann: „Gott ist immer noch da.“

Der Philosoph Ludwig Feuerbach behauptete, aller Gottesglaube sei weiter nichts als eine Projektion von Wünschen und Sehnsüchten in einen imaginären Himmel. Er formulierte den Satz: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.“ Damit hat Feuerbach tatsächlich etwas beschrieben, was uns überall in der Welt bei allen Religionen begegnet, die ihre Götter nach eigenen Vorstellungen produzieren.

Der Gott der Bibel ist nicht der Gott der Philosophen und der Religionen, sondern der Gott, der sich offenbart hat und dessen Spuren wir begegnen können in den Werken der Schöpfung, im Leben und Werk Jesu Christi und im Zeugnis der Apostel und Propheten.

Wenn auch der französische Biologe und Nobelpreisträger Jacques Monod in seiner Bewertung des Zufalls behauptete, wir wüßten endlich, daß wir in der teilnahmslosen Unermeßlichkeit des Universums allein wä-

ren, so ist das nicht nur nackte Trostlosigkeit, sondern auch ein Glaube, für den es keine Beweise gibt. — Wenn der verborgene Gott auch für unsere menschlichen Methoden der Wirklichkeitserfassung nicht zugänglich ist, so ist er doch da. Er läßt sich nicht im Reagenzglas beweisen, aber er läßt sich finden von denen, die ihn von Herzen suchen. Es gibt genug Licht für die, die sehen wollen, und genug Dunkelheit für die, die nicht sehen wollen.

Jahrelang habe ich Vorträge unter dem Slogan „Ohne Gott ist alles sinnlos“ gehalten und dabei Begegnungen mit Atheisten und Freidenkern erlebt. Mir wurde in vielen Gesprächen immer wieder bewußt, daß der Zweifel seinen eigentlichen Sitz nicht so sehr im Verstand des Menschen hat, sondern irgendwo im Leben. — Wenn das Herz sich der Wahrheit des Evangeliums verschließt, werden oft die besten Argumente wenig nützen.

Trotzdem bleibt bestehen: „Gott ist immer noch da.“ Wer bereit ist, Gott zu suchen und seinen Willen zu tun, der wird ihn finden. Wenn die Ausführungen in diesem Buch dazu dienen, daß Leser dadurch einen Anstoß erhalten, der Wirklichkeit Gottes zu begegnen, so wird das für mich eine besondere Freude sein.

## *Gott verliert den Menschen nie aus dem Blick*

Angesichts der unermesslichen Größe der Schöpfung Gottes kann man nur staunen, daß dieser große Gott, der in Natur und Geschichte waltet, sich auch im Leben einzelner Menschen auf geheimnisvolle Weise bezeugen kann. Die Psalmen bringen das in ergreifender Weise zum Ausdruck. Da wird menschliches Leben in seiner Beziehung zu Gott in allen Situationen, auf Höhen und in Tiefen gezeigt. Gott verliert den Menschen nie aus dem Blick, ob es die Großen in dieser Welt sind oder die ganz Kleinen und Unscheinbaren. Jeder einzelne ist ihm wichtig. Gerade in einer Zeit, in der der einzelne oft nichts mehr bedeutet, ist es wichtig zu wissen, daß jeder Mensch sich als ein besonderer Gedanke Gottes betrachten darf. Jeder Mensch ist einmalig und nach dem Bilde Gottes erschaffen und auf ihn angelegt. Trotz aller Verzerrung durch die Sünde trägt doch jeder eine geheime Widmung in seinem Innersten, die daran erinnert, daß wir nicht uns selbst, sondern Gott gehören.

Oft denken die Leute, daß bei einem wie mir, der aus einer christlichen Familie stammt, dessen Vater sogar Prediger und wo die Mutter eine treue Beterin war, das Christwerden eine selbstverständliche Sache sein müßte. Vielerorts gibt es noch die Auffassung, daß Kindertaufe und Konfirmation oder Kommunion die eigentlichen und entscheidenden Elemente des Christwerdens sind. In meiner Kindheit und Jugend bekam ich aber doch einiges mehr mit: Bei uns zu Hause gab es Tischandachten und Gebet. In der Gemeinde gab es den zweijährigen biblischen Unterricht mit Prüfung und Abschlußfeier. Wir wurden darüber belehrt, wie man Christ wird. Es wurde von Bekehrung und Wiederge-

burt, von Gotteskindschaft und Heilsgewißheit gesprochen. — Ich nahm wie alle meine Geschwister ganz selbstverständlich an den Veranstaltungen der Gemeinde teil. Das war in der Familie nie eine Sache, über die diskutiert wurde. Das gehörte zur Gewohnheit.

Wenn ich auf meine Weise und aus Gewohnheit betete, so wußte ich doch ganz eindeutig, daß ich noch nicht Jesus angehörte. Als ich im Alter von vierzehn Jahren erlebte, daß meine Mutter todkrank war und mein Vater davon sprach, daß sie sterben könnte, habe ich gebetet und versucht, Gott folgendes zu versprechen: „Wenn du die Mutter wieder gesund werden läßt, dann will ich mich bekehren.“ — Ich wußte, Bekehrung ist nötig, um ein wirklicher Christ zu sein. Aber meine Mutter starb. An meinem 14. Geburtstag war die Beerdigung. Vor ihrem Tod hatten wir fünf Kinder uns mit dem Vater am Bett der Mutter versammelt, um von ihr Abschied zu nehmen. Merkwürdig, zu mir sagte sie besonders: „Verlaß dich auf den Herrn!“ Dieser Satz am Sterbebett blieb haften. — Mutter hatte mit mir viele Sorgen erlebt.

### *Ein Unfall und seine Folgen*

An einem Sonntag waren wir wieder einmal mit dem Vater in einer Nachbargemeinde. Der Sohn der Familie, in der wir zu Mittag eingeladen waren, erzählte, daß sie kleine Katzen bekommen hätten, aber sie wüßten nicht, wo sie zu finden wären. Wir suchten in der Scheune. Ich stieg auf einen Heuboden und stürzte durch eine Luke in die Tiefe. Der Junge und mein älterer Bruder schleiften mich in eine Ecke der Scheune,

dort lag ich, bis ich wieder zu mir kam. Bald konnte ich sogar wieder aufstehen. Es war töricht, daß ich mir von dem, was passiert war, nichts anmerken lassen wollte. Welche Erklärung ich damals für mein Humpeln hatte, weiß ich nicht mehr. — Die Auswirkungen waren um so schlimmer.

Entzündungen traten auf, vor allem aber hatte ich große Schmerzen im Knie und Oberschenkel eines meiner Beine, verbunden mit hohem Fieber. Als der Arzt am Abend noch einmal kam und untersuchte, entschied er, daß in der Nacht noch operiert werden mußte. Es kamen einige Älteste der Gemeinde, und Vater las die Geschichte von der verdorrten Hand, die Jesus geheilt hatte. Sie beteten für mich. Noch spät in der Nacht wurde ich operiert. Ich merkte damals als Achtjähriger, daß es ernst um mich stand und daß die andern um mein Leben bangten. Acht Tage später mußte eine noch größere Operation am Knie durchgeführt werden, wo der eigentliche Entzündungsherd saß. Damals habe ich mich wohl erstmalig gefragt, ob ich bereit bin, zu sterben. Es folgten verschiedene Krankenhausaufenthalte mit jeweils vielen Wochen; das Knie blieb steif. Auch in späteren Jahren waren immer wieder Operationen nötig.

Wenn ich auch im Krankenhaus zum ersten Mal ernste Gedanken an Tod und Ewigkeit hatte, so wurden sie doch auch bald wieder verdrängt. Es ist erstaunlich, wie leicht man als Kind mit unabänderlichen Situationen fertig wird und versucht, das Beste daraus zu machen. Ich spielte weiter mit meinen Kameraden, und bei unseren Wettkämpfen legten wir verkürzte Strecken fest, die ich auch mit meinen Krücken zurücklegen konnte. In der Schule hatte ich große Versäumnisse durch die langen Krankenhausaufenthalte, aber



die Lehrer wollten nicht, daß ich eine Klasse wiederholte.

An den Besuch einer höheren Schule war damals nicht zu denken. In meinem Heimatort Breitscheid auf dem Westerwald gab es keine Bahnstation, auch keine Busverbindungen. Man mußte zum Bahnhof des nächsten Dorfes zu Fuß gehen. Dazu kam noch, daß der Besuch einer höheren Schule bezahlt werden mußte, wozu meinem Vater das Geld fehlte. Durch Gottes Güte konnte ich später auf völlig ungewohnten Wegen manches in Kursen und Lehrgängen nachholen, wobei ich wohlwollenden Lehrern viel zu verdanken habe.

### *Der Vater im Dienst des Evangeliums*

Wenn ich mich heute an meinen Vater und sein Wirken als Prediger erinnere, kann ich nur staunen, auf welch unterschiedlichen Wegen Gott die Menschen führt. Er verstarb im Oktober 1964 im Alter von achtzig Jahren in Breitscheid auf dem Westerwald, wo er zuletzt über vierzig Jahre in mehreren Gemeinden dieses Gebietes wirkte. Er war in einer Familie aufgewachsen, die Gott fern stand, und im Alter von achtzehn Jahren hatte er zum Glauben an Jesus Christus gefunden. Die große Wende geschah 1902 in Mülheim an der Ruhr, wo damals die Deutsche Zeltmission mit ihrem Gründer Jakob Vetter ihre ersten Veranstaltungen durchführte. In einer kleinen Gemeinde in Mülheim-Dümpten erkannte man sehr bald, daß er sich ganz dem Gemeindedienst widmen sollte. Aber wo gab es damals eine entsprechende Ausbildung? — Das Predigerseminar in Wuppertal-Vohwinkel wurde erst 1912 eröffnet.

Letztendlich fanden sich zwei erfahrene Theologen und Prediger, die seine Ausbildung übernahmen. Ein Vierteljahr wurde er von Otto Schopf, dem damaligen Bundespfleger der Freien evangelischen Gemeinden, unterrichtet und betreut, der dann aber meinte, es sei besser, wenn Konrad Bussemer die weitere theologische Ausbildung übernehme. Die drei Jahre zusammen mit Bussemer waren eine prägende und entscheidende Zeit, in der Theorie und Praxis einander ergänzten. Bevor Otto Schopf seinen Schützling an Bussemer abgab, sagte er zu meinem Vater: „Lassen Sie sich einen Schnurrbart wachsen, damit Sie nicht aussehen wie ein entlaufener Konfirmand!“ Bei Predigtdiensten, zu denen Bussemer ihn nach Hessen und ins heutige Bad Endbach schickte, lernte er seine Frau Emilie, geborene Debus, kennen, in deren Elternhaus die ersten Versammlungen der Gemeinde stattfanden. Sie wurde für ihn eine hilfreiche Stütze und die Mutter von uns fünf Kindern.

Heute staune ich darüber, wie mein Vater diese vielen Gemeinden versorgen konnte, und das trotz seiner angegriffenen Gesundheit infolge einer Kriegsverletzung. Am Sonntagvormittag war der erste Gottesdienst, am Nachmittag mußte er in einer anderen Gemeinde predigen, und schließlich folgte am Abend der dritte Gottesdienst in der letzten Gemeinde. Nach jedem der Gottesdienste tauschte man sich gerne über das Gehörte aus, oder die Männer der Gemeinde trafen sich mit ihm, um miteinander über die verschiedenen Gemeindeveranstaltungen zu reden. Vater legte großen Wert auf die Mitarbeit und Förderung von Brüdern in den Gemeinden, die sich an der Verkündigung des Wortes Gottes beteiligten. So wuchsen Männer heran, die in den Gemeinden Verantwortung übernehmen konnten, weil sie im biblischen Wort gegründet waren.

Mit der Betreuung dieser großen Zahl von Gemeinden waren viele Fußmärsche verbunden. Ich erinnere mich, daß Mutter oft am Sonntagmorgen wegen Schnee und ungünstiger Witterung ihre Besorgnis äußerte und dann mein Vater immer zur Antwort gab: „Ich gehe mit Singen und Pfeifen.“

Bei evangelistischen Veranstaltungen, zu denen er häufig angefragt wurde, erlebte er oft Gottes besonderes Wirken. Er war der Meinung, daß in einer Weise gepredigt werden müsse, durch die die Menschen gleich während der Verkündigung zum Glauben finden sollten. Als er einmal in einem Nachbarort in einem Schulsaal evangelisierte, hatte der Anführer der jungen Männer des Dorfes eine Störaktion der Versammlung geplant. Alle sollten schwere genagelte Schuhe anziehen und auf sein Zeichen laut lachen und mit den Schuhen trampeln. Es kam nicht zur Durchführung dieser Aktion, denn der Bibeltext, über den Vater sprach, handelte von den Schwiegersöhnen Lots, von denen es heißt: „Und es war ihnen lächerlich.“ Dieser Mann hat mir viele Jahre später erzählt, wie an jenem Abend Gottes Wort ihn traf und er in der Nacht darauf zu einer Bekehrung kam. Als ich ihn traf, war er inzwischen Gemeindeältester in der Gemeinde an diesem Ort geworden.

Zu den landeskirchlichen Pfarrern hatte Vater in der Regel ein gutes Verhältnis. So konnte er bei schlechtem Wetter die Trauerfeiern in der Kirche abhalten. Aber in früheren Zeiten war es immer wieder vorgekommen, daß die Pfarrer auf den Friedhöfen, die durchweg unter kirchlicher Verwaltung standen, nicht gestatteten, daß ein außerkirchlicher Prediger dort das Wort am Grab verkündigte. Manchmal, wenn wenigstens ein Gebet erlaubt wurde, sollte dies sogar noch vorher schriftlich

vorgelegt werden, was er aber ablehnte. Einmal hatte ein Pfarrer mit der Polizei gedroht, wenn mein Vater trotz Verbot bei der Beerdigung auf dem Friedhof predigte. Die trauernden Angehörigen waren in heller Aufregung. Vater konnte sie jedoch beruhigen. Er hatte eine kräftige Stimme und ließ außerhalb der Friedhofsmauer ein Gerüst errichten, von wo aus er predigen und die ganze Trauerfeier leiten konnte. Heute sind solche Vorgänge unvorstellbar.

An den meisten Orten haben sich die Beziehungen zwischen der jeweiligen Kirche am Ort und einer Freien evangelischen Gemeinde zu einem guten Nebeneinander und oft auch zu einem Miteinander in verschiedenen Bereichen entwickelt.

Es ist gut, wenn wir in unserer heutigen, so ganz anderen Situation nicht vergessen, was in früheren Zeiten die Männer und Frauen, die vollzeitlich im Dienst der Verkündigung und Seelsorge standen, unter oft schwierigen und sehr ärmlichen Verhältnissen für den Herrn und seine Sache geleistet haben.

### *In der Fremde*

Als ich in dem wirtschaftlich schwierigen Jahr 1930 den Abschluß in der dörflichen Volksschule machte, war die Frage: Was nun? Meine Mutter war vor kurzem verstorben. Der Vater stand mit seinen fünf Kindern, von denen ich das dritte war, allein da. Für mich bot sich die Möglichkeit, in einem Herrenbekleidungs-geschäft in Siegen-Geisweid in der Abteilung Maßschneiderei eine Lehre zu machen. Ich kam als Vierzehnjähriger erstmalig in die Fremde und war von gottlos lebenden Spöttern umgeben, obwohl der Meister

ein Christ war. Für mich hatte ein Lebensabschnitt voller Gefahren, aber auch voller Chancen begonnen.

Der Gedanke an meine Mutter im Himmel und ihre Gebete, die über den Tod hinaus wirkten, und die Fürbitte des Vaters haben dazu beigetragen, daß Gott mir Menschen in den Weg stellte, die alle zu seinen Werkzeugen wurden, damit ich im Einflußbereich des Evangeliums blieb. Obwohl ich erst vierzehn Jahre alt war, wurde ich in den gemischten Chor der Gemeinde mitgenommen. Weil ich noch nicht im Stimmbruch gewesen war, sang ich vorerst bei den Frauenstimmen im Alt mit. Es tat gut, von allen so freundlich aufgenommen zu werden.

Noch immer ist mir der hochbegabte Chorleiter Alfred Dilling, der Großvater des bekannten Musikers Dieter Falk, unvergeßlich, der mich bei einer Gelegenheit lieb und vorsichtig fragte: „Gehörst du auch schon dem Herrn Jesus an?“ Meine schüchterne Antwort war: „Noch nicht!“ Wie gut, daß er mich jetzt nicht mit Bekehrungsversuchen bedrängte, sondern nur sagte: „Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen.“ Ich wollte schon dem Herrn Jesus angehören, aber noch nicht so bald. Ich fürchtete in meiner Freiheit eingeschränkt zu werden.

Gott stellte mir einen jungen Mann zur Seite, der einige Jahre älter war als ich und auch im Chor mitsang. Er hatte sich vor einiger Zeit bekehrt und nahm sich viel Zeit für mich. Er erzählte mir von seinem früheren Leben und was es jetzt für ihn bedeutete, ganz zu Jesus Christus zu gehören. Ihn hatte Gott wohl besonders dazu ausersehen, mir den Ernst und die Wichtigkeit einer persönlichen Entscheidung für Jesus klarzumachen. Es war mir oft unangenehm, wenn er mit bewegten Worten zu mir sprach. Ich konnte nichts dagegen sagen

und ließ alles wortlos über mich ergehen. Obwohl es so war, zog es mich doch immer wieder zu ihm hin. Ich spürte, daß alles, was er sagte, echt und zutreffend war.

Schließlich fing ich an zu beten, Gott möge mir doch helfen, zu einem persönlichen Glauben und zu einer echten Sündenerkenntnis zu gelangen. Mir fehlte, wie ich meinte, eine echte Traurigkeit über meinen verlorenen Zustand. Ich betete um eine tiefgreifende Bekehrung und daß mir Klarheit über meinen Zustand von Gott geschenkt würde. Dann wurde bekanntgegeben, daß einige Monate später eine Evangelisation stattfinden sollte. Das weckte in mir die Hoffnung, daß dann etwas mit mir geschehen würde. Aber ich fürchtete auch den Spott und die Lästerungen am Arbeitsplatz und hatte Angst vor dem Bekennen meines neuen Glaubens. Ich wußte, daß man nicht heimlich Jesu Jünger sein kann.

Der Evangelist war damals 1931 in Geisweid Major von Wedekindt.

### *Eine wichtige Entscheidung*

Seine Verkündigung beeindruckte mich sehr, und ich erlebte Tage eines großen inneren Ringens. Am Sonntagnachmittag war es soweit, daß ich mich in meinem Zimmer einschloß mit dem Vorsatz, eine ganze Entscheidung zu treffen. Ich war innerlich von meinem Verlorensein überzeugt und wollte Gottes Vergebung erlangen und ganz Jesus angehören. Vor der aufgeschlagenen Bibel betete und flehte ich zum Herrn um Erhörung und suchte unter Tränen nach göttlichen Verheißungsworten. Es war ein langes Ringen vor Gott, bis ich es plötzlich glauben und begreifen konnte:

„Ich bin angenommen, ich habe Vergebung und bin ein Kind Gottes.“ Gottes Geist hatte mir nach Johannes 1,12 eine frohe Gewißheit der Vergebung geschenkt. Es war eine große Wende eingetreten. Mein Leben hatte eine neue Richtung erhalten. Der äußere Verlauf einer Bekehrung mag sehr verschieden sein, aber ohne eine Entscheidung geht es nicht.

Sofort nach diesem neuen Anfang machte ich mich auf und wollte meinem Freund mitteilen, was mit mir geschehen war. Auf dem Weg dorthin sah ich auf der anderen Straßenseite einen Ältesten der Gemeinde, der die Gewohnheit hatte, Menschen auf ihr Verhältnis zu Gott anzusprechen. Um ihn machte ich sonst immer einen weiten Bogen, aber jetzt trieb es mich zu ihm hin, um ihm als erstem zu erzählen, was mit mir geschehen war. Bei meinem Freund zu Hause waren einige Leute versammelt. Man sprach von denjenigen, die während der Evangelisation zum Glauben gekommen waren. Dann fragte mich seine Mutter: „Und wie ist es mit dir?“ Nun konnte ich endlich sagen: „Vor einer Stunde ist die Entscheidung für Jesus gefallen.“ Das war für alle eine große Freude.

Auch andere waren vom Worte Gottes erfaßt worden und zu einer Umkehr gekommen. Mein Problem, meinen Glauben zu bekennen, nahm Gott selbst in die Hand. Der größte Spötter am Arbeitsplatz fragte mich: „Was ist denn mit dir passiert?“ Jetzt war ein Bekenntnis gefordert. Es wurde schweigend hingenommen. Ich merkte, wie man mich beobachtete und wie Gott Situationen fügte, die mich im Glauben stärkten. Bald besuchte mich mein Vater, dem ich von meiner Bekehrung berichtete. Er nahm es mit verhaltener Freude auf und sagte: „Junge, jetzt ist wichtig, daß du im Glauben wächst und keine geistlichen Fehlentwicklungen er-

lebst.“ Wie oft habe ich an diese Worte denken müssen. Mein Vater wußte als erfahrener Seelsorger, daß der Glaube sich nicht am Gefühl, sondern am Worte Gottes orientieren muß und es wachsen und reifen mußte.

### *Als junger Christ in der Gemeinde*

Für meinen jungen Glauben — ich war noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt — war es eine große Hilfe, daß Gott mir Verbindung zu Christen in der Gemeinde schenkte, die mich liebevoll aufnahmen. Der Chorleiter Alfred Dilling, der mich ein Jahr zuvor gefragt hatte, ob ich schon Jesus angehörte, ging oft abends nach der Chorstunde noch ein Stück des Weges mit mir, um mir im Glauben zu helfen. Es dauerte nicht lange, bis ich mich zur nächsten Tauffeier anmeldete. Als Kind war ich nicht getauft, wohl aber in Gebeten dem Herrn dargebracht worden. Den tieferen Sinn der Taufe habe ich allerdings erst später richtig verstanden. Zusammen mit anderen Täuflingen wurde ich damals in die Freie evangelische Gemeinde Siegen-Geisweid aufgenommen.

Bis dahin hatte die Gemeinde keinen eigenen Pastor gehabt, weil sie in ihrer Struktur und Prägung mehr einer Brüderversammlung ähnelte. Die Wortverkündigung geschah abwechselnd durch verschiedene Brüder. Der eigentliche geistliche Führer, der auch streng über der Lehre wachte, war der Fabrikant Eduard Bender. Er nahm sich auch die Freiheit, öffentlich zu korrigieren, wenn jemand etwas Falsches sagte. Gelegentlich kamen auswärtige Prediger, vor allem die Bibelschullehrer Warns, Köhler und Erich Sauer aus Wiedenest, aber auch aus dem Bund der Freien evangelischen Ge-



meinden der Bundesvorsteher Jakob Lenhard aus Siegen und noch einige andere. Neben der gottesdienstlichen Versammlung am Sonntagvormittag, jeweils mit anschließendem Abendmahl, war auch am Abend eine Versammlung. Am Sonntagvormittag hieß es am Anfang meist: „Wer hat ein Wort?“ Einer begann, und andere schlossen sich mit ihren Beiträgen an. Im Hintergrund stand die Vorstellung, daß die spontan entstandene Predigt mehr vom Heiligen Geist gewirkt wäre als die, die über bewußtes Denken und Vorbereiten zustande kam. Es war Raum für eine große Vielfalt und die Betätigung der verschiedenen Gaben. Das motivierte zum Mitdenken und zum Forschen in der Schrift, „ob es sich also verhielte“.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß die Beiträge manchmal sehr dürftig waren. Deshalb wurde immer stärker nach einer besseren Wortverkündigung und einem vollzeitlichen Prediger und Seelsorger verlangt. Die weitere Entwicklung der Gemeinde gab diesen Wünschen dann recht.

Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, kann das bei aller kritischen Rückschau doch nur in großer Dankbarkeit geschehen. Manchmal habe ich mich gefragt, ob sich damals soviel geistliche Kreativität und seelsorgerliche Mitverantwortung bei einzelnen entwickelt hätte, wenn ein vollzeitlicher Pastor dagewesen wäre. Viel seelsorgerliche Hilfe geschah von Mensch zu Mensch. Immer wieder konnte es geschehen, daß mich jemand fragte, wie es mit meinem Glauben bestellt sei. Wenn das in liebevoller Anteilnahme und nicht in Kontrollmanier geschieht, kann es helfen und vor Glaubenskrisen bewahren.

Einmal kam ein älterer Christ aus der Gemeinde Siegen zu meinem Lehrmeister in die Schneiderei und

wollte auch mich sprechen. Er hatte gehört, daß ich zum Glauben an Jesus gekommen wäre. Mir war dieser Bruder Giebeler nicht unbekannt. Er war, wie man damals sagte, ein Kolporteur, also ein Mann, der Bibeln und christliche Literatur bei Hausbesuchen unter die Leute zu bringen versuchte. Das war damals eine große missionarische Möglichkeit. Er hatte die Gabe, in Gesprächen den Knackpunkt im Leben der Leute zu treffen. Er sprach zu mir von der Wichtigkeit, regelmäßig die Bibel zu lesen und fragte mich: „Liest du auch deine Bibel?“ Das tat ich schon, aber ich war gerade in einer lauen Phase meines Glaubens. Er fragte mich weiter: „Was liest du denn zur Zeit?“ Da mußte ich schweigen. Dieser Anstoß tat mir sehr gut. Wieviel Rückgang im geistlichen Leben könnte abgefangen werden, wenn etwas mehr von dem liebevollen Achthaben aufeinander praktisch geübt würde.

In der Gemeinde war viel Freiraum für allerlei Aktionen missionarischer Art gegeben. Rückblickend kann ich nur staunen, wieviel Vertrauen und Ermutigung von seiten der älteren Brüder einem so jungen Aktivisten geschenkt wurde. Es konnte passieren, daß ich als Sechzehn- oder Siebzehnjähriger in einer großen Versammlung von dem alten Eduard Bender öffentlich angesprochen wurde, mich doch auch mit einem Beitrag zu beteiligen. Wenn das auch nicht oft vorkam, so regte es mich doch an, in einer inneren Bereitschaft an den Versammlungen teilzunehmen.

Nicht lange nach meiner Bekehrung wurde ich ohne weitere Vorgespräche im wahrsten Sinne des Wortes in die Sonntagschulmitarbeit „gestoßen“. Obwohl diese Weise nicht zu empfehlen ist, so hat mir diese Kaltwassermethode doch nicht geschadet. Viele Kinder in verschiedenen Altersgruppen kamen nach dem Sonntag-

morgengottesdienst zusammen. Einer der Mitarbeiter fragte mich nach dem Gottesdienst: „Kannst du mich heute in meiner Gruppe vertreten?“ Darauf erfuhr ich den Bibeltext, und schon stand ich vor den Kindern und versuchte sie anzusprechen. Plötzlich sah ich hinten in der Ecke den sitzen, der mich in diese Mitarbeit geschubst hatte.

Diese Mitarbeit war eine wichtige geistliche Herausforderung. Sie motivierte mich zu vermehrtem Bibelstudium. Der Leiter der Sonntagschule, Ernst Grebe, war ein gereifter Christ, der uns geistlich viel beibrachte. Man ließ mich gewähren, einen Sonntagschulhelferlehrgang in der Gemeinde zu organisieren. Vom Elternhaus her kannte ich Fritz Kaiser aus Beuel bei Bonn. Im Bund der Freien evangelischen Gemeinden galt er als der „Sonntagschulkaiser“. Er hatte manches über diese Arbeit mit Kindern geschrieben und war bereit, einen Lehrgang in der Gemeinde durchzuführen.

### *Die Verführungsmacht eines neuen Geistes*

Wer sich damals entschloß, Verkündiger des Evangeliums zu werden, mußte besonders bedenken, was er tat. Die Jahre 1930-1933 waren bewegt von großen politischen Unruhen, dem Streit der Parteien, der Massenarbeitslosigkeit und der wirtschaftlichen Not. Es trieb alles dem Höhepunkt zu, der Machtergreifung Adolf Hitlers und seiner Partei.

Von vielen Christen wurde diese Entwicklung zunächst als eine gnädige göttliche Fügung betrachtet, sprach doch Hitler oft vom Allmächtigen und der göttlichen Vorsehung. Außerdem stand im Parteiprogramm, daß man für das „positive Christentum“ eintrete. Wer

hatte schon Hitlers Buch „Mein Kampf“ gelesen? Das Propagandaministerium sorgte für die Prägung der öffentlichen Meinung. Wer aber gegen die neue Entwicklung war, mußte zu den Staatsfeinden gehören.

Wir als junge Christen waren oft verunsichert, was von alledem, was vor sich ging, zu halten wäre. Wir schauten auf die, die als „Säulen“ und Autoritäten in den Gemeinden angesehen wurden. Viele waren in der Anfangszeit wie in einem großen Rausch von der neuen Zeit erfaßt. Die widersprüchlichsten Auffassungen gingen um. Während die einen nur das Positive zu sehen versuchten, entdeckten andere sehr bald die Gefahren des neuen Geistes. Es wurde gefährlich, negative Äußerungen gegen das Regime zu machen. Eine erschreckende Verzauberung und Blindheit war auch über diejenigen gekommen, denen man Urteilsfähigkeit zugetraut hatte und an denen sich andere orientierten.

Und die, die mehr wußten und erkannten, riskierten Verhaftung und Konzentrationslager, wenn sie ihre Meinung sagten. Im Unterschied zu manchen anderen bekannten Männern sagte mein Vater schon sehr frühzeitig: „Hitler ist eine dämonische Gestalt.“ Ich konnte das damals noch nicht verstehen. Es bestätigte sich aber mehr und mehr. Allerdings waren wir in dem kleinen gemeindlichen Rahmen nicht so gefährdet wie diejenigen, die mehr Öffentlichkeitswirkung hatten, wie z. B. der damals bekannte Prediger und Krankenhausdirektor Friedrich Heitmüller in Hamburg und der Jugendpastor Wilhelm Busch in Essen und noch viele andere.

Heitmüller hatte anfangs mehr die positive Seite der neuen Entwicklung gesehen. Er begrüßte es u. a., daß die Schmutz- und Schundschriften aus den Verkaufsständen verschwanden. Als er aber die große Verfüh-

rung und die Verfälschung des biblischen Glaubens in den Veröffentlichungen der neuen Bewegung erkannte, nahm er 1935 in öffentlichen Vorträgen, die auch gedruckt erschienen, kompromißlos zu den Irrtümern der neuen Gläubigkeit Stellung. Diese Vorträge waren für viele damals eine wichtige Orientierungshilfe. Unter dem Oberthema „Religiöse Irrtümer der Gegenwart“ lauteten die Titel dieser Vorträge: „Die neue Religion“, „Der neue Gott“, „Der neue Christus“, „Der neue Mensch“. Heitmüller erhielt später Rede- und Schreibverbot und kam nur infolge besonderer Umstände nicht ins Konzentrationslager.

Wer diese Zeit nicht miterlebt hat, wird sich schwer vorstellen können, wie stark die Macht der Verführung dieses neuen Geistes auf die Massen einwirkte. Es mutete manches an, als wäre eine menschlich nicht faßbare metaphysische Lügenmacht am Werk, was aber nicht von Anfang an erkennbar war. Vieles lag zunächst wie in einen dichten Nebel gehüllt, der nur sehr allmählich die Sicht auf die Wirklichkeit freigab.

### *Von Gott ermutigt für einen neuen Weg*

Mit sechzehn bzw. siebzehn Jahren wurde ich immer stärker von der Frage umgetrieben, ob Gott mich vielleicht berufen habe, Prediger des Evangeliums zu werden. Von meinem Vater wußte ich, daß dieser Beruf nichts für Leute ist, die viel Geld verdienen wollen. Es ging bei uns zu Hause sehr bescheiden zu. Außerdem sah die Zukunft nicht verlockend aus für diejenigen, die Diener Gottes und seines Wortes werden wollten. Aber ich hatte in meinem Herzen trotz allem den starken Wunsch, Prediger zu werden, wenn das nur auch

Gottes Wille wäre. Aber wie kann man darüber Klarheit bekommen? Oft begann ich schon morgens um fünf Uhr mit dem Lesen der Bibel und anderer Bücher. Gleichzeitig sprach ich mit anderen, die schon längere Zeit den Beruf des Predigers ausübten, und fragte, wie sie zur Gewißheit über ihre Berufung gekommen wären. Ich ließ auch meinen Vater von meinen Gedanken wissen. Er vermied es aber, mich in dieser Frage zu beeinflussen.

Ich las die Bücher von Charles Haddon Spurgeon, besonders die Vorlesungen vor seinen Studenten. In einer Vorlesung sprach er davon, an welchen Punkten man sich selbst prüfen könnte, ob man für den Dienst des Predigers berufen wäre. Ein Punkt war, wenn man wählen könnte zwischen verlockenden weltlichen Angeboten und dem Dienst am Evangelium und wenn dann im Herzen der eindeutige Wunsch in Richtung Verkündigung des Evangeliums ginge, dann sei dies ein wichtiges Kriterium für eine Entscheidung für den Predigt-dienst. Ich wollte am liebsten das Evangelium verkünden, wenn nur Gott diesen Weg bejahte.

Nachdem meine Lehrzeit schon über ein Jahr abgeschlossen war, wollte ich mich weiterbilden und beruflich erst etwas erreichen, um dann mit einer äußeren Verzichtleistung den Weg zu einer theologischen Ausbildung zu beschreiten. Das waren sehr menschliche Gedanken in einem Alter, wo sicher ein Stück jugendlicher Idealismus mitschwang.

Dann geschah etwas Merkwürdiges: Der Ältteste der Gemeinde, Eduard Bender, war von zwei ihm bekannten Damen, die eine gutgehende Kleiderfabrik besaßen, gefragt worden, ob er ihnen einen gläubigen jungen Mann aus dieser Branche empfehlen könne. Sie suchten jemanden, der in die Firma einsteigen und sie spä-

ter einmal übernehmen könne, da keine Erben vorhanden wären. Er meinte, dies sei eine großartige Möglichkeit, und er wollte mich gerne empfehlen. Es erschien verlockend, aber es bestärkte mich noch mehr, auf dem angestrebten Weg weiterzugehen.

Inzwischen schrieben wir das Jahr 1935. Ich hatte im Hinblick auf eine berufliche Veränderung auch an Konrad Bussemer, diesen alten Freund unserer Familie und theologischen Lehrer am Seminar in Wuppertal-Vohwinkel, geschrieben. Er schrieb mir, daß er von meinem Vater erfahren habe, welche Gedanken mich bezüglich der weiteren Zukunft bewegten. Weiter schrieb er, er werde nur noch bis 1939, also nur noch vier Jahre, am Theologischen Seminar in Wuppertal-Vohwinkel lehren, ob ich nicht in diesem Jahr schon kommen könne. Es wäre für ihn eine große Freude, wenn er es noch miterleben könnte, daß ich zu seinen Schülern gehörte, nachdem mein Vater drei Jahre bei ihm zu Hause Privatunterricht erhalten hatte. Es war allgemein bekannt, daß Konrad Bussemer ein herausragender theologischer Lehrer war.

Von da an setzte ein noch stärkerer innerer Kampf um Klarheit und Gewißheit des Weges ein, der mich in anhaltendes Gebet trieb. An einem Sonntagabend hatte mich ein älterer Bruder der Gemeinde, der oft auch auswärts predigte, zu einer Versammlung mitgenommen. Ich war gebeten worden, „auch ein Wort zu sagen“. An jenem Abend schenkte Gott mir eine innere Gewißheit und Freude, nichts mehr auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, sondern jetzt schon die Möglichkeit des theologischen Studiums in Wuppertal-Vohwinkel zu nutzen. Ich schrieb sofort meinen Antrag um Aufnahme und bekam von J. Millard, dem Leiter des Theologischen Seminars, die Mitteilung, daß ich ei-

gentlich noch zu jung wäre (ich war erst achtzehn Jahre alt), wenn aber mein Vater sein freudiges Ja gäbe, wolle man mich im Herbst noch aufnehmen.

Im Herbst 1935 begann meine vierjährige Ausbildung in dem Theologischen Seminar. Es war wie Maßarbeit in der göttlichen Führung, denn mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 mußte das Seminar seine Arbeit einstellen. Das Studium hätte ich nicht zu Ende führen können.

### *Ein schwerer Weg in einer neuen Zeit*

Mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Situation des Vaters, der keine Unterstützung geben konnte, war ich von den Kosten für Studium und Verpflegung befreit. Trotzdem gab es immer wieder finanzielle Probleme, die Anlaß waren, alles Nötige vom Herrn zu erbitten. So etwas wie BAföG gab es damals nicht.

Ich bekam wieder gesundheitliche Probleme mit meinem Bein. Ein Besuch beim Arzt wäre nötig gewesen, aber dazu fehlte das Geld, und ich war in keiner Krankenversicherung, weil damals diejenigen, die aus „mildtätigen oder religiösen“ Gründen einen Beruf gewählt hatten, nicht versicherungspflichtig waren. Was war zu tun? Es war gut, daß ich mit einem Studenten das Zimmer teilte, der ebenfalls mehrere schwere Erkrankungen und Operationen über sich hatte ergehen lassen müssen. Er hatte mit dem Studium zwar seine Schwierigkeiten, aber er konnte beten. Gemeinsam beteten wir um die Hilfe des Herrn, und Gott erhörte unser Flehen.

Einige Zeit später bot sich die Möglichkeit, eine Versicherung in einer privaten Krankenkasse abzuschlie-



ßen, aber mit teilweiseem Ausschluß des kranken Beines. Es gab noch manche andere Situationen, in denen ich Gottes Hilfe nicht nur erbeten, sondern auch erfahren habe bis hin zu dem fehlenden Geld für die Fahrkarten, wenn wieder einmal Ferien waren. Ich durfte lernen, daß wir einen großen Gott haben, der sich auch um die kleinsten Dinge unseres Lebens kümmert.

Im Blick auf die Anforderungen des Studiums, des Erlernens der alten Sprachen und all dessen, was sonst noch geistig aufgenommen und verarbeitet werden mußte, tröstete ich mich oft mit den Worten aus Daniel 1, 17: „Gott aber gab diesen vier jungen Männern Einsicht und Verstand für jede Art von Schrift und Wissenschaft.“ Wenn das Daniel und seine Freunde erfahren haben, dann kann Gott das gleiche auch heute noch tun. In diesem Sinne habe ich oft gebetet und versucht, mein Bestes zu geben und die Zeit zum Lernen zu nutzen. Mit einem wahren Heißhunger versuchte ich aufzunehmen, was die Lehrer uns vermitteln wollten.

Jeder der Dozenten hatte seine Besonderheiten und war ein Original. Während bis zu meinem Studienbeginn J. Millard das Seminar leitete und dort noch zwei Jahre lehrte, war jetzt Walter Quiring die Leitung übertragen worden. Er war direkt aus dem Gemeindedienst, ohne eine zusätzliche Vorbereitungszeit, an das Seminar berufen worden. Quiring galt als sehr streng. Es war damals zum Beispiel grundsätzlich verboten, während des Studiums eine Beziehung zu einer Frau zu haben oder zu beginnen. Es konnte den Verlust des Studienplatzes bedeuten. Aber man konnte trotzdem Vertrauen zu ihm haben. Von seiner biblisch und theologisch ausgerichteten geistlichen Grundeinstellung gingen starke und prägende Impulse für unsere spätere Arbeit aus.

Konrad Bussemer war der herausragende theologische Lehrer, der neben Exegese, Dogmatik und Kirchengeschichte viel zur Urteilsbildung im Blick auf die Strömungen in Kirche und Welt vermitteln konnte. Bussemer legte großen Wert auf die alten Sprachen und eine sorgfältige Exegese. Seine Schau der biblischen Geschichte und Endzeit war frei von gewagten Spekulationen; sie basierte auf der Auslegung biblischer Texte.

Es wäre gefährlich gewesen und hätte das Ende des Unterrichts und des Seminars bedeutet, wenn er kritische Bemerkungen und Stellungnahmen zu den politischen Vorgängen der Zeit abgegeben hätte. Bussemer und andere mit ihm sahen sich nicht in der Tradition alttestamentarischer Propheten, die König und Volk anklagten, sondern in der Tradition Jesu und der Apostel, die sich politischer Äußerungen enthielten. Wir spürten es ihm ab, daß er unter vielem, was geschah, litt. Er versuchte, die Freiräume, die noch blieben, für die Arbeit in den Gemeinden und für die Sache des Evangeliums zu nutzen.

Es war auch die Zeit des Kirchenkampfes, der damals in Wuppertal besonders hohe Wellen schlug. Auf den Predigerkonferenzen, an denen wir aus den höheren Semestern teilnehmen konnten, wurde oft heftig über entgegengesetzte Standpunkte gestritten, wobei die Theologie von Karl Barth eine große Rolle spielte. Bussemer war kein Barthianer, aber er gab im Blick auf die verschiedenen theologischen Richtungen oft die folgende Parole an uns weiter: „Von allen lernen, sich aber an keinen verkaufen.“

Das regte uns als Seminaristen natürlich vermehrt zum Denken an. Wir diskutierten oft bis tief in die Nacht über die Themen: Natur und Gnade, die Wirk-

lichkeit des neuen Lebens und wie Römer 7 und 8 zu verstehen seien. Bussemer war stets der Mann, der gegenüber extremen und einseitigen Positionen die Linie einer biblisch-theologischen Ausgewogenheit vertrat, was natürlich viel mehr erforderte, als auf einseitigen Standpunkten zu verharren.

Neben J. Millard, der uns Hebräisch lehrte und uns das Alte Testament mit seinen Weissagungen nahezu-bringen versuchte, unterrichtete Rektor Karl Simons Deutsch, Literatur, Psychologie und Pädagogik. Im letzten Jahr erlebten wir außerdem noch Walter Nitsch als theologischen Lehrer, der seine Vikariatszeit in der Landeskirche abgeschlossen und sich für den Dienst in den Freien evangelischen Gemeinden entschieden hatte. Er vermittelte uns manches, was wir als wichtige Ergänzung zu dem Unterricht der anderen Lehrer empfanden.

### *Richtungskämpfe in Kirchen und Gemeinden im „Dritten Reich“*

Sehr bald nach der Machtergreifung Adolf Hitlers Ende Januar 1933 entstand bei vielen die Frage, welche Auswirkungen die neue Lage auf die Gemeinden haben würde. Man muß sich vor Augen halten, daß Hitler in einer seiner Reden verkündete, er sei von der Vorsehung dazu ausersehen, die Probleme der nächsten tausend Jahre zu lösen, und das „Dritte Reich“ werde ein tausendjähriges Reich sein. Es war nicht leicht, in dem allgemeinen Rausch nüchtern zu bleiben. Auch in der Welt um uns her hatte man sich überall hinsichtlich der Dynamik der „Bewegung“ und ihres „Führers“ täuschen lassen.

Sehr schnell war die „Glaubensbewegung Deutscher Christen“ aktiv geworden. Der Trend ging dahin, Elemente aus der neuen Bewegung auch in die Kirchen zu übertragen. Die vielen unterschiedlichen Gemeinden galten nicht mehr als zeitgemäß. Man suchte auch im Bereich der verschiedenen kirchlichen und freikirchlichen Gruppierungen nach Wegen zur Gleichschaltung. In den bestehenden Freikirchen gab es Leute, die diese Ziele mit mehr oder weniger Eifer befürworteten. Im Bund der Freien evangelischen Gemeinden war es vor allem eine Gruppe um Lizentiat Paul Sprenger in Wuppertal-Barmen, der schon im Frühjahr 1933 einen Standpunkt vertrat, der in die Richtung der „Glaubensbewegung Deutscher Christen“ ging. Er schrieb an die Mitglieder des damaligen Bundes-Vorstands und richtete am 23. Mai 1933 einen Aufruf an alle Gemeinden, um für diese neue Linie zu werben. Das führte zu Spannungen und sehr gegensätzlichen Standpunkten innerhalb des Gemeindebundes. Auf dem Brüdertag der Bundeskonferenz in Köln-Mülheim am 17. und 18. Juni 1933 kam es zu einer offenen Darlegung der verschiedenen Standpunkte. Walther Hermes, dem damaligen Bundespfleger, war es gegeben, in einer biblisch und geschichtlich fundierten Betrachtung Argumente für eine nüchterne Urteilsbildung darzulegen, daß es nach ausführlichen Beratungen zu einem mit großer Mehrheit angenommenen Entschluß kam.

Darin ist zu lesen: „Wir sind bereit, wenn es die Regierung fordert, uns mit den Freikirchen und freistehenden Gemeinden Deutschlands zu einer Art Dachverbindung zusammenzuschließen unter der Voraussetzung, daß uns zugestanden wird, das biblische Gemeindebild entsprechend unserer aus dem Worte Gottes gewonnenen Überzeugung weiterhin zu verwirklichen.“

Gott hatte die Gemeinden in dieser krisenhaften Zuspitzung der Entwicklung vor einem Irrweg bewahrt und den Brüdern um Walther Hermes die geistliche Kraft zum Widerstand geschenkt. Diese Kämpfe hatten an der Gesundheit von Walther Hermes gezehrt. Ganz unerwartet verstarb er am 24. Januar 1935 im Alter von 58 Jahren an Herzversagen. Sein Tod wurde als ein großer Verlust in den Gemeinden empfunden. Viele haben es ihm gedankt, daß er in einer Zeit der Krise unbeirrt und nüchtern biblische und geistliche Argumente gegen falsche Weichenstellungen ins Feld führte.

Es wurde damals an vielen Stellen sichtbar, daß theologische Bildung und hohe „Ratio“ keine Sicherheit gegen abgründige Verblendung bieten. Man darf auch nicht übersehen, daß damals nicht wenige Gemeinschaftschristen und pietistische Kreise unkritisch und unbekümmert den Verführungstönen der „Deutschen Christen“ nachgaben. Es muß auch nachdenklich machen, daß die neue Zeitströmung in dem Maße biblische Einsichten trüben konnte.

Neben dem sogenannten Kirchenkampf, der in sehr unterschiedlicher Weise und auf verschiedenen Ebenen geführt wurde, gab es die notwendige Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Standardwerk der Rassenideologie Alfred Rosenbergs: „Mythus des 20. Jahrhunderts“. In diesem Werk trat gleichsam konzentriert die antichristliche „Weltanschauung“ in Erscheinung. Rosenberg galt als der unbestrittene Chefideologe der Partei und war von Hitler mit der Überwachung und der gesamten ideologischen Schulung der NSDAP beauftragt worden. Dieses Buch brachte ein großes Maß an Verunsicherung und Verwirrung. Auf viele Notrufe hin hat Walter Künneth, damals Leiter der Apologetischen Zentrale, später Professor der Theolo-

gie in Erlangen, ein zweihundert Seiten starkes Buch „Antwort auf den Mythos“ geschrieben, das im März 1935 veröffentlicht werden konnte. Dieses Buch bot echte Hilfe und Orientierung. Die Wirkung überstieg alle Erwartungen. Es zeigte aber auch das Ausmaß der Verblendung, der viele erlegen waren.

Im Jahr 1935 nahm Paul Sprenger, der Parteigenosse der NSDAP war, eine Berufung auf den reformierten Lehrstuhl in Erlangen an. Dieser Lehrstuhl stand zur Zeit des Vorgängers, dem reformierten Professor Karl Müller, auch bei den lutherischen Theologen in hohem Ansehen. Karl Müller wurde ebenso in pietistischen Kreisen hochgeschätzt und sehr gerne auf Konferenzen der Evangelischen Allianz gehört. Professor Walther von Loewenich schreibt in seinem Buch „Erlebte Theologie“ über Paul Sprenger: „Um den theologischen Kontakt zu beleben, gründeten Trillhaas, Grether und ich einen Kreis, in dem wir wichtige Neuerscheinungen besprechen wollten. Von den Ordinarien nahm nur Althaus daran teil und leider auch Paul Sprenger. Sprenger war der einzige Parteigenosse unter den Ordinarien und, wie sich nach 1945 herausstellte, Angehöriger des SD (Sicherheitsdienstes). Als solcher war er eigentlich zur Denunziation verpflichtet, er scheint aber davon keinen Gebrauch gemacht zu haben. Immerhin war es schon ärgerlich genug, wenn er mit lautem ‚Heil Hitler‘ das Zimmer betrat. Als im Juni 1944 die Amerikaner mit der Invasion begannen, wollte uns Sprenger einreden: ‚Das einzige Loch, das der Führer gelassen hat, darauf sind sie prompt hereingefallen, und nun zieht er das Netz zu.‘ Die Sache wurde kritisch, als Althaus eine Äußerung zur Lage tat, von der Sprenger spontan sagte: ‚Das können Sie nur im ausländischen Sender gehört haben.‘ Das Hören ausländischer Sender

war im Krieg bekanntlich unter schweren Strafen verboten. Althaus entgegnete mit hochrotem Kopf: ‚Dazu brauche ich keinen ausländischen Sender; das sagt mir mein Verstand.‘ Aber daraufhin beschlossen wir, den Kreis aufzulösen.“ Soweit von Loewenich.

An manchen Beispielen wurde schon während unserer Seminarzeit deutlich, wie stark der Zeitgeist die Sicht vernebeln kann. Religiöse und gesellschaftliche Trends können auch im Raum der Gemeinde Jesu zu gefährlichen Weichenverschiebungen führen. Man staunt noch heute darüber, wie Männer, die später im Kirchenkampf eine große Rolle spielten, anfangs von dem „nationalsozialistischen Bazillus“ kräftig infiziert waren. Die Täuschung über den wahren Charakter des Nationalsozialismus war sehr groß. Darum sollten die heutigen Besserwisser mit leichtfertigen Urteilen sehr vorsichtig sein. Jeder sollte sich selbst fragen, welche Haltung er wohl eingenommen hätte und wie es sich mit seiner Standhaftigkeit in den Krisen der Gegenwart verhält. Über dem Weg von Paul Sprenger liegt eine gewisse Tragik. Ich traf ihn während des Krieges gelegentlich in Nürnberg. Es tat ihm gut, daß er von Zeit zu Zeit zu einer Predigt oder einem Vortrag in einer Allianzveranstaltung oder einem Hausgottesdienst gebeten wurde. Gegen Ende des Krieges konnte ich ihn in Erlangen noch besuchen, als er schon krank war. Er starb Anfang April 1945 vor dem Einmarsch der Amerikaner.

Die Studienzeit auf dem Theologischen Seminar in Wuppertal-Vohwinkel, die im Sommer 1939 zu Ende gegangen war, kann ich als eine Zeit reichen geistlichen Segens, eine Zeit der Reife und vielfältiger Hilfe zu biblischer Orientierung und allgemeiner Horizonterweiterung betrachten. Aber ich merkte doch sehr stark, daß

je mehr Wissenslücken ich schließen konnte, ich um so mehr neue entdeckte. Oft stand ich schon sehr früh morgens auf, wenn andere noch schliefen, um zu lernen und Lücken auszufüllen. Gerne hätte ich irgendwo noch einige Zeit weiterstudiert.

### *Bange Fragen an die Zukunft*

Die politische Entwicklung mit den bedrückenden Ereignissen in Volk und Staat weckte oft bange Fragen, wie wohl alles weitergehen mochte. Noch bestanden keine Einschränkungen für die Verkündigung des Evangeliums, soweit das in gemeindlichen Räumen geschah. Als Seminarist hatte ich während der Ferien mit anderen Jugendlichen in Breitscheid versucht, unter dem Thema „Braucht die Jugend unserer Tage noch Jesus Christus?“ eine Jugendversammlung durchzuführen. Wir hatten Plakate mit diesem Thema angeschlagen und wollten einmal „kräftig Zeugnis geben“. Aber das war eine zu starke Herausforderung. Mit der Frage: „Wer ist die Jugend unserer Tage?“ wurde die Versammlung von der Kreisleitung der Partei in Dillenburg verboten, und die Plakate wurden entfernt. Wenn wir nicht auf Plakaten und mit einem für die damalige Zeit so aufreizenden Thema öffentlich hervorgetreten wären, hätten wir die Versammlung abhalten können. Wir mußten es lernen, uns auf die eingegrenzten Möglichkeiten einzustellen und an das Wort Jesu denken: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“

Die Zeit ging dem Sommer des Jahres 1939 entgegen. Die politischen Spannungen hatten zugenommen. Auch die Zeit auf dem Seminar ging zu Ende, und je-



der fragte sich, welcher Dienort von der Leitung des Seminars und des Bundes für ihn wohl geplant wäre. Wir hatten inzwischen auch schon erfahren, welche Orte es waren, die in Frage kamen. Auch die kleine und aktive Hausgemeinde in Nürnberg stand auf dieser Liste. Sie war schon durch Willy Diezel ins Blickfeld gekommen, der durch öffentliche Äußerungen auf Bundesveranstaltungen als engagierter Christ und Gründer der Gemeinde bekannt geworden war. Als wir uns unterhielten, wohin unsere Wege wohl führen mochten, sagte einer der Seminaristen: „Ich bin bereit, überall hinzugehen, aber nicht nach Nürnberg.“ Die anderen sprachen ebenso. Ich konnte dem nicht zustimmen und sagte: „Wir haben doch um Gottes Führung gebetet. Warum jetzt einen Ort ausnehmen?“ Daraufhin sagten einige: „Ja, gehe du nach Nürnberg, das ist der richtige Platz.“

Es war ein spannungsvoller Tag, als wir nacheinander erfuhren, wohin die Wege führen sollten. Einer nach dem anderen wurde zum Rektor des Seminars gerufen und erfuhr, welcher Ort für ihn vorgesehen war. Zu mir sagte Walter Quiring: „Wir haben gedacht, Sie sollten nach Nürnberg gehen.“ Merkwürdig, ich hatte das innerlich erwartet und staunte, wie Gott schon im voraus für einen bestimmten Weg bereitmachen kann.

Nun erfolgte ein Briefwechsel zwischen Willy Diezel und mir über alle Fragen, die den Beginn meiner Arbeit in Nürnberg betrafen. Zu der großen Abschlußfeier im Sommer 1939 in Wuppertal-Vohwinkel waren viele Gäste aus den Heimatgemeinden gekommen. Alle spürten, daß wir in einer ernsten Zeit lebten und vor folgenschweren Entscheidungen standen. Es wurden einige Ansprachen gehalten und viele Grußworte gesagt. Mir war die Aufgabe zugefallen, als Vertreter der an-

deren Seminaristen zu sprechen. Als Text hatte ich 2. Mose 33,15 gewählt: „Wenn nicht dein Angesicht vorangeht, so führe uns nicht von dannen!“ Wer wollte schon in jener Zeit einen unbekanntem Weg betreten, wenn der Herr nicht voranging und führte?

Es war geplant gewesen, daß ich ab September 1939 die Gemeinde in Nürnberg betreuen sollte, aber am 1. September begann der Zweite Weltkrieg mit dem Angriff auf Polen. Was nun? Die Hausgemeinde in Nürnberg schrieb an den Bundesvorsteher Jakob Lenhard und stellte ihren Antrag zurück. Die wenigen Männer waren zur Wehrmacht eingezogen. Der Bundesvorsteher bat mich, der ich soeben 23 Jahre alt geworden war, die Vakanz in der Freien evangelischen Gemeinde in Dortmund auszufüllen. Dabei bemerkte er noch: „Wir denken doch, daß in acht Wochen der Krieg zu Ende ist.“ Am 23. September 1939 kam ich erstmalig nach Dortmund.

### *Als Anfänger in Dortmund*

Die Gemeinde hatte eine lange Geschichte und war durch schwere Krisen gegangen. Mehrere Mitglieder waren ausgetreten und zur Baptistengemeinde übergewechselt. Diejenigen, die als Parteimitglieder viele Nöte verursacht hatten, waren ausgeschieden. Es war vorgekommen, daß diese mit dem Gruß „Heil Hitler“ in die Gemeinde gekommen waren. Dann hatte Gott eingegriffen. Einer war wegen Veruntreuung verhaftet und saß im Gefängnis.

Daraufhin hatte die Gemeinde Ernst Vogt zum Gemeindegältesten gewählt. Beruflich arbeitete er bei der Firma Hoesch und stellte seine freie Zeit der Gemein-

de zur Verfügung. Er war ein geistlicher Mann, voll des Glaubens und des Heiligen Geistes und der Weisheit. Er liebte den Herrn und die Gemeinde und genoß ein großes Vertrauen. Seine Frau stand ihm mit der gleichen inneren Grundeinstellung zur Seite. Diese Familie, bei der ich im Gemeindehaus wohnen konnte, war für mich als jungen Anfänger ein echtes geistliches Zuhause. Ich erfuhr von so manchen Problemen und unausgeräumten Dingen, die offensichtlich Gottes Wirken hinderten. Über dem allem konnten wir gemeinsam beten. Die meisten Männer der Gemeinde waren bei der Wehrmacht, ansonsten war vom Kriegsgeschehen im Ruhrgebiet noch wenig zu merken. Es gab auch ein seelsorgerliches Problem, das schon verschiedene bewährte Brüder zu lösen versucht hatten, aber ohne Erfolg. Ich sagte mir damals, dann wirst du als junger Anfänger keinesfalls etwas unternehmen, es sei denn, Gott gibt ein deutliches Zeichen. In diesem Sinne betete ich.

So habe ich Sonntag für Sonntag gepredigt, mit all den Nöten und Ängsten, die ein Anfänger durchzumachen hat. Es gelang, einen kleinen Jugendkreis zu sammeln, ebenso einen Chor. Gott ließ manches gelingen, aber geistlich regte sich fast gar nichts, wie ich meinte. Dann traten Entwicklungen und Umstände ein, offensichtlich von Gott gelenkt, die mir deutlich machten: Jetzt kannst du reden, um eine Klärung der Situation in der Gemeinde herbeizuführen. Das alles geschah mit dem Mut eines Unerfahrenen. Gottes Güte und Vorsehung verhinderten, daß nicht ein Scherbenhaufen entstand. In derselben Woche bekehrten sich die ersten Gottesdienstbesucher. Der Jugendkreis wuchs, immer noch mehr kamen hinzu, und Gott schenkte weitere Bekehrungen.

In vielen anderen Jugendkreisen, von denen ich hörte, waren Spiele und wenig Bibelarbeit das übliche. Es war für mich damals eine sehr wichtige Entscheidung gewesen, hauptsächlich Bibelarbeit mit lebendigem Austausch zu betreiben. Ich machte die Erfahrung, daß Gott segnet, wenn wir sein Wort ernst nehmen und ihm den gebührenden Platz in aller Arbeit einräumen. Wir spürten, daß der Austausch über die Bibel keine langweilige Angelegenheit sein muß. Dies alles wirkte sich auch in der Gemeinde und in dem wachsenden Gottesdienstbesuch aus.

### *Eine von Gott geschenkte Möglichkeit*

In Dortmund bot sich für mich eine besondere Möglichkeit der Weiterbildung, wie ich sie mir gewünscht hatte und die ich als Fügung Gottes betrachtete. Für eineinhalb Jahre konnte ich als Gaststudent an der Hochschule für Lehrerbildung jeweils etwa zehn Stunden in der Woche an Vorlesungen und Seminaren teilnehmen. Es war ein reiches Angebot, aus dem ich auswählen konnte. Ich hatte den Eindruck, daß vieles von dem, was geboten wurde, sich für die Arbeit mit Menschen fruchtbar auswirken könnte. Ich führte dort außerdem viele Gespräche mit Studenten und Personen, die im Denken der Zeit gefangen waren. In den Vorlesungen waren oft über siebenhundert Studenten. Lehrerausbildung hatte eine hohe Priorität. Der Rektor der Hochschule war mir gegenüber sehr entgegenkommend und hilfsbereit. Er schrieb mir Literaturempfehlungen auf und gab viele gute Ratschläge. Ich mußte annehmen, daß er keine extreme Parteilinie vertrat. Ähnliches beobachtete ich auch bei anderen Professoren.

Viele Nachtstunden mußten natürlich mithelfen, um ein bestimmtes Pensum zu bewältigen.

Als dann aber die Entwicklung des Krieges sich steigerte und Bitten von umliegenden Gemeinden um Mithilfe eingingen, dazu an einigen Orten der biblische Unterricht für Kinder zu halten war, stellte ich den Besuch der Hochschule ein. Inzwischen wurden auch immer mehr Pastoren zur Wehrmacht eingezogen. Ich war wegen meiner Behinderung am Bein als „wehruntauglich“ eingestuft. Jetzt konnte ich einen tieferen Sinn in meinem behinderten Bein entdecken. Es zeigte sich jetzt auch, wie negativ es sich auswirkt, wenn vorhandene Gaben in den Gemeinden nicht gefördert wurden und alles auf den einen Mann, den Pastor, ausgerichtet war. Manche Gemeinde war plötzlich gezwungen, ohne Pastor auszukommen.

Mit dem damaligen Schriftleiter des Wochenblattes Freier evangelischer Gemeinden „Der Gärtner“, Wilhelm Wöhrle, der auch Kreisvorsteher war, konnte ich anregen, daß wir für eine bestimmte Zeit an Samstagnachmittagen Lehrgänge für Brüder aus verschiedenen Gemeinden einrichteten, damit sie eine Ausbildung erfahren, um in der Verkündigung mithelfen zu können. Es gab in diesen Gemeinden eine Gruppe von Männern, die wegen beruflicher Unabkömlichkeit vom Wehrdienst freigestellt waren. Sie sollten ermutigt werden, in der Gemeinde mitzuhelfen. Es mußte für eine Schulung dieser Männer im Bereich der Verkündigung und Seelsorge gesorgt werden.

Das Theologische Seminar in Wuppertal-Vohwinkel war geschlossen, aber es waren noch Lehrer da, die wegen ihres Alters oder einer Krankheit nicht eingezogen worden waren. So wurde es möglich, die theologischen Lehrer Konrad Bussemer und Walter Quiring und Pa-

stor Rudolf Ahrens aus Lüdenscheid für diese überaus wichtige Aufgabe zu gewinnen. Ebenso halfen der Schriftleiter Wilhelm Wöhrle aus Witten und gelegentlich der Bundesgeschäftsführer Karl Mosner, der in der Nähe als Soldat seinen Dienst tat. Trotz aller Kriegsnöte und Beschränkungen, in denen wir lebten, war es eine von Gott reich gesegnete Zeit.

### *Unterwegs in anderen Gemeinden während des Krieges*

Es zeigte sich bei der immer länger andauernden Kriegszeit, daß in manchen Gemeinden, wo Pastoren und leitende Mitarbeiter zur Wehrmacht eingezogen worden waren, Hilfe in der sonntäglichen Verkündigung und Seelsorge besonders dringlich wurde. Wenn es auch Einschränkungen in der Jugendarbeit, in Evangelisation und anderen gemeindlichen Veranstaltungen gab, so war es doch möglich, im gemeindlichen Rahmen zu evangelisieren und Bibelwochen abzuhalten. Allerdings mußte man sich stets bewußt sein, daß Spitzel unter den Zuhörern waren, die darauf achteten, ob irgendeine negative Bemerkung über Staat oder Partei gesagt wurde. Je öffentlichkeitswirksamer jemand war, um so gefährdeter war er auch. Sehr schnell konnten unbedachte Worte als Zersetzung des Wehrwillens ausgelegt werden.

Es war gut, daß meine Aufgaben immer wieder örtlich wechselten. In meinen Aufzeichnungen lese ich von Aushilfen in Berlin, in Pommern und im ehemaligen Schlesien, in Sachsen und Thüringen. Hermann Ruloff, zuletzt Dozent am Theologischen Seminar in Ewersbach, war damals in Brockau bei Breslau als Pastor tätig.

Bei meinem ersten Besuch in Schlesien war er als Soldat auf der Schreibstube und begrüßte mich auf dem Hauptbahnhof Breslau mit den Worten: „Ich begrüße dich im Luftschutzkeller Deutschlands.“ Ich kam von Dortmund, wo es selten eine Nacht ohne Fliegeralarm gab.

Dieser Reisedienst in einem Land, das in zunehmendem Maß die Auswirkungen des Krieges zu spüren bekam, war eine große Herausforderung für Verkündigung und Seelsorge. Überall in den Gemeinden war von Leid und Tod zu hören. Das Wort Gottes fiel in aufgefurchtes Land. Ich hielt viele Bibelwochen und Evangelisationen. Wenn das auch nur in gemeindlichen Räumen geschehen konnte, so erlebten wir doch dabei, daß viele Menschen dem Ruf zur Entscheidung für Jesus folgten. Immer wieder treffe ich Menschen, die in jenen Jahren zum Glauben kamen. In Dortmund hatte die Gemeinde inzwischen ihren Gemeindesaal mit anschließendem Wohnhaus bei einem Fliegerangriff verloren. Damit war auch mein Zimmer zerstört worden. Zwischendurch konnte ich bei Familie Wöhrle in Witten wohnen, bis ein Zimmer in Siegen gefunden wurde, um wegen meiner Bundesreisedienste näher beim Bundesvorsteher zu sein.

Wahrscheinlich wäre ich, der ich als wehruntauglich eingestuft war, noch in irgendeinen Bereich der Rüstungsindustrie eingezogen worden, wenn es nicht ab Herbst 1943 eine Verfügung gegeben hätte, wonach „amtierende Geistliche“ nicht mehr eingezogen werden durften. Der Bundesvorsteher, Jakob Lenhard, stellte einen Antrag auf UK, das hieß „unabkömmlich“. Dieser Antrag wurde akzeptiert. Es war eine „fromme“ Geste, mit der man wohl auf die Kirchen und die allgemeine Stimmung Rücksicht nehmen wollte. Die meisten waren ja sowieso schon zum Wehrdienst eingezogen.

## *Besondere Schwierigkeiten im Reisedienst*

Bei diesem Reisedienst, der anfangs nur gelegentlich geleistet werden mußte, dann aber ab 1943 alle Zeit beanspruchte, gab es viel zu erleben: überfüllte Züge, Fliegerangriffe, Nächte auf Bahnhöfen, aber auch besondere göttliche Hilfen, Begegnungen und Bewahrungen. Mit dem Bundesvorsteher wurde jeweils abgesprochen, welches die wichtigsten Einsatzorte waren. Die Anfragen und Bitten gingen meist bei ihm ein.

Mit der Ausweitung und Steigerung des Krieges entstanden für den Reisedienst besondere Schwierigkeiten und Behinderungen. Die Erlaubnis zur Benutzung von D-Zügen wurde von der sogenannten Kriegswichtigkeit einer Reise abhängig gemacht. Oft mußte große Überzeugungsarbeit bei amtlichen Stellen geleistet werden, daß diese Vertretungen genauso kriegswichtig seien und ein D-Zug benutzt werden müßte. Kriegswichtig war zum Beispiel, daß Leute sich verlobten und heirateten. Darum erhielt ich eine Bescheinigung für die Reise von Dortmund nach Nürnberg und zurück mit dem D-Zug. Von Nürnberg benötigte ich wieder eine Bescheinigung nach Breslau in Schlesien. Da konnte Willy Diezel durch seine Kontakte helfen. Von Breslau nach Dresden und Leipzig waren wieder Bescheinigungen nötig. Wenn ich die bereits vorhandenen Papiere vorzeigte, erhielt ich ohne Schwierigkeit weitere Bescheinigungen. Dazu kam, daß es schwieriger wurde, zu telefonieren, wenn man nicht über eine Registrierungs-Nr. bezüglich Kriegswichtigkeit verfügte. Eine Direktwählverbindung gab es damals noch nicht. Ferngespräche konnten nur über Fernämter hergestellt werden. So versuchte ich es dann dadurch, daß ich mich mit der „Aufsicht im Fernamt“ verbinden ließ in der Hoffnung, daß es dort Leu-



te gab, die Verständnis für die besondere Situation christlicher Arbeit hatten. Meistens bekam ich auf diese Weise sehr schnell die gewünschte Telefonverbindung. Als ich wieder einmal zum Bundesvorsteher Jakob Lenhard in Siegen kam, sagte dieser: „Ich versuche schon seit Tagen eine Telefonverbindung nach Witten zu Wöhrle zu bekommen.“ Als ich berichtete, wie ich es mache, sagte der Bundesvorsteher: „Dann versuche es doch auch einmal hier.“ Nach wenigen Minuten war die Telefonverbindung nach Witten hergestellt. Das gehörte zu den schönen Ausnahmen, die man erleben konnte und die anzeigten, daß es auch hier und da bei Behörden heimliche Freunde der Gemeinde Jesu gab.

### *Brennende Vereinigungsfragen in den Freikirchen*

Oft bemerkte ich in Gesprächen mit Lenhard, wie stark ihn die von außen aufgedrängten Fragen um Vereinigung der verschiedenen freikirchlichen Gruppen bewegte, die gelegentlich sehr offensiv diskutiert wurden. Nachdem die „Christliche Versammlung“ 1937 staatlicherseits verboten worden war, standen ihre Mitglieder vor der Frage: „Was nun?“ Nach vielen Bemühungen und Eingaben konnten sie unter dem Namen „Bund freikirchlicher Christen“ (BfC) neu beginnen. Das Verbot der „Christlichen Versammlung“ hatte auch viele in den Freikirchen erneut aufgeschreckt und die Frage nach Zusammenschlüssen angestoßen. Die Evangelische Gemeinschaft wollte sich mit den Methodisten vereinigen. Der Bund der Baptisten, der bereits die Elimgemeinden aufgenommen hatte, führte Vereinigungsgespräche mit den „Offenen Brüdern“ von Wiedenest und dem neu zugelassenen Bund freikirchlicher

Christen. Diese Gespräche wurden in der Erwartung geführt, daß sich der Bund der Freien evangelischen Gemeinden der geplanten neuen Vereinigung anschließen werde. Es gab einflußreiche Männer in den verschiedenen Gruppierungen, auch in den eigenen Reihen, die sehr stark für eine Vereinigung eintraten. Es lag im Trend der Zeit, Gleichschaltungen und Vereinigungen durchzuführen. Man sprach davon, daß durch eine Zusammenfassung der Kräfte größere Effektivität in der Arbeit aller erreicht werden könnte. Es wurden Sitzungen abgehalten, auf denen Vorschläge für eine mögliche Vereinigung diskutiert wurden. Zwischendurch stand der Vorschlag im Raum, einen „Bund der Taufgesinnten“ zu gründen. Dem konnten die Vertreter der Freien evangelischen Gemeinden — Lenhard, Bussemer, Quiring und andere — absolut nicht zustimmen. Sie vertraten die Auffassung, daß sie keiner Vereinigung zustimmen könnten, die andere Gläubige ausgrenzt, weil sie etwa in der Tauffrage nicht unseren Standpunkt vertreten. Dabei dachte Lenhard an die vielen Gläubigen im Gnadauer Verband, die angesichts der unsicheren weiteren Entwicklung in Schwierigkeiten kommen könnten und eventuell ein Schutzdach unter einer bestehenden Vereinigung brauchten. Man warf der Bundesleitung vor, daß sie den von Gott gegebenen Zeitpunkt, den „Kairos“, nicht erkannt habe.

Im Jahre 1941 vereinigten sich die drei Gruppen „Bund der Baptisten“, „Offene Brüder“ und „Bund freikirchlicher Christen“ zu einem „Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden“. Dieser Name führte zwar oft zu Verwechslungen, konnte aber auch als Einladung an die noch draußen gebliebenen Freien evangelischen Gemeinden aufgefaßt werden. Andere dachten, daß man von dem neuen Namen auch etwas Sogkraft ge-

genüber denen erwarten könnte, die eigentlich dazu gehören sollten. Heute weiß man beim Rückblick etwas mehr über das Für und Wider solcher Vereinigungen. Es hat sich gezeigt, daß dort, wo in den vergangenen Jahrzehnten kirchliche Zusammenschlüsse erfolgten, die Evangelisation keinen allzugroßen Vorteil davon hatte. Man kann sich, wie es Professor Carl Wisloff einmal humorvoll erläuterte, fragen, ob die großen Linienschiffe des Atlantiks wirklich so ungeheuer viel besser sind als die kleinen Boote, wenn es um das Fischfangen geht.

Auch heute geht es nicht um die gleichen Etiketten, sondern um das Einssein im Geiste Jesu Christi und die gemeinsame Zielsetzung, Menschen für den Herrn zu gewinnen. Das Nebeneinander verschiedener christlicher Gemeinden braucht kein Problem zu sein. Was stört und hindert, ist das Gegeneinander und die fromme Ichsucht.

Was Lenhard noch weiter bei den Vereinigungsfragen bewegte, war der Gedanke an die vielen Brüder bei der Wehrmacht und die Rücksicht ihnen gegenüber. Sie sollten bei einer so wichtigen Entscheidung mitbeteiligt sein. Diese Einstellung hat mich immer sehr beeindruckt.

### *Anbahnung einer Entscheidung fürs Leben*

Eine besondere Begegnung schenkte Gott bei einer Reise, die bereits 1941 auch nach Nürnberg führte, wo ich ursprünglich seit September 1939 Prediger der Gemeinde hätte sein sollen. Der Krieg hatte das verhindert. Nun wohnte ich mehrere Tage im Hause Diezel und konnte in der kleinen Hausgemeinde im Gottesdienst am Sonntag und in Versammlungen der Woche

das Wort verkündigen. Ich war beeindruckt von der Familie und dem Geist des Hauses. Die älteste Tochter, Elfriede, hatte gerade ihr Abitur gemacht, an das sich die Zeit im sogenannten Arbeitsdienst und Kriegshilfsdienst anschloß, bevor mit dem Studium begonnen werden konnte.

Ich fuhr zurück nach Dortmund, mit der Frage im Herzen, ob diese Elfriede vielleicht meine zukünftige Frau werden könnte. Aber wie kann man darüber Klarheit bekommen? Sie nahm sich der Sonntagschulkinder an und spielte die Hausorgel im Gottesdienst. Dazu kam noch einiges andere, was für mich alles Pluspunkte waren. Ich kam von dem Gedanken nicht los. Schließlich sprach ich auch mit Walter Quiring, dem ehemaligen Seminarleiter, der die Familie seit Jahren bestens kannte, und bat ihn im Vertrauen um seine Meinung. Ganz spontan sagte er: „Wenn das Gottes Wille wäre, würde ich mich sehr freuen.“

Ich wollte unbedingt, daß bei der Wahl der Lebensgefährtin Gottes Wille geschehen möge. Mir war bewußt, daß neben der Bekehrung die folgenschwerste Entscheidung die für den Lebenspartner ist. Dies trifft ganz besonders bei denen zu, die vollzeitlich im Dienst des Herrn arbeiten wollen. Ich wußte nicht, wie die Dinge sich weiterentwickeln würden und hatte nur den einen Wunsch, bei einer Reise wieder einmal nach Nürnberg zu kommen oder dorthin, wo Elfriede im „Arbeitsdienst“ war.

Zwischendurch kam Walter Quiring immer wieder nach Dortmund zu den Rüsttagen für Brüder aus den verschiedenen Gemeinden. Bei der Gelegenheit berichtete er mir von einem Besuch in Nürnberg und war noch betroffen von dem, was er dort erlebt hatte. Die Eltern Diezel hatten ihn wegen eines jungen Mannes,

der sich um Elfriede bemühte, um Rat gefragt. Darauf Walter Quiring: „Ich kenne auch einen, der darum betet.“ Weil er sich zum Schweigen verpflichtet fühlte, konnte er nichts Näheres sagen, als man ihn fragte, wer das sei. Aber dann passierte es, daß am nächsten Morgen ein Brief von mir eintraf, der eine nochmalige Reise meinerseits nach Nürnberg betraf, die terminlich immer wieder verschoben worden war. Die ahnungsvolle „Schwiegermutter“ nahm diesen Brief und hielt ihn Walter Quiring vors Gesicht mit der Frage: „Ist das der, von dem du gestern abend sagtest?“

Wer Walter Quiring kannte, wird sich denken können, wie sich sein Gesicht dabei veränderte und es das Geheimnis nicht mehr verbergen konnte. Nun war die Sache heraus, und ich sollte kurze Zeit später mehrere Tage während des Aufenthaltes in Nürnberg im Hause der Familie Diezel wohnen. Jetzt wußten mittlerweile alle, was ich im Schilde führte. Es war nach meinem Empfinden eine kuriose Situation.

Als ich in Nürnberg eintraf, war Elfriede einige Tage vorher aus dem Kriegshilfsdienst nach Hause gekommen. Bei der Begrüßung fragte sie mich: „Kennen Sie mich noch?“ Ich dachte: „Wie kann die bloß so fragen, bei dem guten Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, muß sie doch schon alles wissen!“

Wie ich dann in der Mitte der Woche nach einem Bibelabend ein offenes Gespräch mit den Eltern hatte, erfuhr ich, daß Elfriede noch nichts wußte. Es bestand außerdem zu dem anderen jungen Mann noch keine nähere Beziehung. Die Eltern Diezel erklärten: „Uns ist jeder recht, wenn nur Gottes Wille geschieht.“ Willy Diezel fügte hinzu: „Wenn Sie sich sicher sind, müssen Sie werben, sie fällt Ihnen nicht von selbst um den Hals.“ Noch eine halbe Woche dauerte mein Aufent-

halt im Hause, und Elfriede war total ahnungslos. Daß die Eltern geschwiegen hatten, rechnete ich ihnen hoch an. Zum Ende der Woche gab mir die Mutter von Elfriede, die natürlich den Gang der Dinge in gespannter Erwartung verfolgte, ein kleines Heft von Hans Pförtner: „Das Wagnis der Liebe.“ Vielleicht wollte sie mir einen kleinen Schubs geben, endlich zu reden. Ich wollte aber erst meine Aufgaben erledigen.

Als ich am Montagnachmittag mit Elfriede über mein Anliegen sprach, war sie völlig überrascht. Ich selbst spürte auch, daß es angesichts der allgemeinen Entwicklung im NS-Staat und der schwierigen Kriegszeit nicht leicht war, eine solche Entscheidung zu treffen oder gar zu erwarten. Wahrscheinlich habe ich mein Anliegen auch sehr nüchtern vorgebracht und nicht unerwähnt gelassen, wie riskant sich die Zukunft gestalten kann für jene, die sich vollzeitlich dem Dienst für den Herrn zur Verfügung gestellt haben. Ich hatte noch keine Antwort erwartet und wußte, daß Elfriede Zeit zum Nachdenken und zum Gebet brauchte. Jetzt fing die Zeit des Briefschreibens zwischen Dortmund und Nürnberg an.

### *Von Gott geschenkte Klarheit*

Im ersten Brief, den ich von Elfriede erhielt, stand oben ein Zitat von Spurgeon: „Gottes Führung ist immerwährend, wenn wir uns führen lassen wollen, werden wir geführt.“ In den vielen Briefen, die von April bis Oktober hin und her wanderten, ging es unter anderem immer wieder um die Frage: „Wie erkenne ich Gottes Willen und Führung?“ Elfriedes Auffassung war es, daß sie Klarheit darüber brauche, ob sie Gott an

die Seite eines Predigers berufen habe. Wir trafen uns wohl im Sommer in Nürnberg wieder, aber zu wirklicher Klarheit kam es noch nicht. Ich mußte die schwere Lektion lernen, in Geduld zu warten.

Erst Anfang Oktober 1942 schenkte ihr Gott Gewißheit durch das Wort aus Hebräer 10, 35: „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.“ Es war eine von Gott gegebene Klarheit und Gewißheit des gemeinsamen Weges, eine Gemeinschaft in Liebe und Vertrauen. Kurz darauf trafen wir uns in Nürnberg als ein Paar, das sich von Gott zusammengeführt wußte. Im Advent 1942 konnten wir unsere Verlobung bekanntgeben.

Allerdings kamen ein Jahr später schwere Zeiten der Prüfung: Im Zusammenhang mit einem Luftangriff und einer entzündlichen Verletzung am Bein mußte Elfriede operiert werden und einen mehrmonatigen Krankenhausaufenthalt durchmachen. Nur mit knapper Not kam sie durch Gottes Hilfe an der Amputation ihres Beines vorbei. Daß der ältere Bruder Helmut an der Kriegsfrent in Rußland war und später in Stalingrad fiel, belastete die ganze Familie. Ein großer Trost war, daß er sich im Glauben an Jesus geborgen wußte. Dies alles machte uns von neuem unsere Abhängigkeit von Gott bewußt und führte zu vermehrtem Beten.

Das Kriegsgeschehen steigerte sich immer mehr der großen Katastrophe entgegen. Das Volk wurde durch eine lügenhafte Propaganda über die wirkliche Lage im dunkeln gelassen. Wer mehr wußte, durfte nicht reden, und ausländischer Radioempfang war strengstens verboten. Eine kritische Bemerkung konnte Verhaftung, Konzentrationslager oder Tod bedeuten und wurde als Wehrkraftzersetzung ausgelegt. Die Tätigkeit von Spitzeln und Denunzianten blühte.

## *Miteinander im Dienst für Jesus*

Beim Rückblick auf jene Zeit haben wir manchmal darüber gestaunt, daß wir uns in einer so unsicheren Zeit anschickten zu heiraten. Es geschah im September 1944 auf dem Höhepunkt des Krieges. Walter Quiring war gekommen, um die Traupredigt zu halten. Es war der Text aus dem zweiten Korintherbrief: „In allen Dingen beweisen wir uns als die Diener Gottes: in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten...“ Es klang nicht ermutigend, paßte aber in die Zeit, in der wir lebten. Von Breitscheid auf dem Westerwald waren die Eltern gekommen und erlebten auf ihrer beschwerlichen Reise einen Fliegerangriff, wie das damals täglich überall geschehen konnte.

Die Hochzeit mußte ganz einfach gestaltet werden. Es gab auch nichts zu kaufen, was man sich für einen eigenen Hausstand wünschte. Wir wohnten bei Elfriedes Eltern in Nürnberg und waren darüber sehr dankbar. Die Ereignisse der Zeit lehrten uns beten und Gott zu vertrauen. Bei unserer Hochzeitsreise, die wir nach Bad Blankenburg machen konnten, wurden wir von Peter Bolten, dem Großvater von Elfriede, und seiner Tochter, Martha Klaes, empfangen. Ebenso hatten wir einige schöne Begegnungen mit Pastor Modersohn und dessen Frau, die uns einige Male einluden. Modersohn hatte Rede- und Schreibverbot und schlimme Behandlungen erlebt.

Viele Christen waren damals von den Fragen der biblischen Prophetie stark bewegt. Das Büchlein „Der weiße Herzog“ ging vervielfältigt von Hand zu Hand mit der Frage: „Ist Hitler vielleicht der Antichrist?“ Es war vieles gut beobachtet und mit zahlreichen Bibelworten dargestellt. Damals habe ich mir die Zeit ge-



nommen, um an einigen Tagen den Inhalt zu prüfen. Ich las und verglich alle angeführten Bibeltexte. Das Ergebnis war, daß nach meiner Meinung die Vermutungen und Schlußfolgerungen so nicht stimmen konnten. Mir wurde die Gefahr der Spekulation bei der Auslegung prophetischer Bibeltexte bewußt.

### *Die letzten Tage des Dritten Reiches*

Im April des Jahres 1945 war klar, daß die letzten Tage des Dritten Reiches und des schrecklichen Krieges gekommen waren. In der Ferne war der Kanonendonner der amerikanischen Truppen zu hören. Sie näherten sich der Stadt Nürnberg von Osten her. In dieser gespannten Lage wurde der „Volkssturm“ zur Verteidigung der Stadt aufgerufen. Er bestand aus einer Schar von älteren, zum Teil wehruntauglichen Männern. In dem Straßenzug, in dem wir wohnten, sollte mein Schwiegervater den Einsatz leiten. Dafür hatte die Gauleitung der NSDAP zu guter Letzt noch hundert Karabiner gebracht, ein wahrlich unsinniges und gefährvolles Unternehmen. Die russischen Kriegsgefangenen im Gebäude nebenan konnten das alles beobachten. Die Verbände der Waffen-SS im Umfeld der Stadt waren die größte Bedrohung, weil jede Äußerung des Zweifels am Endsieg Erhängen oder Erschießen bedeuten konnte.

Wir verbrachten die Nächte im Luftschutzkeller. Mein Schwager Rudolf Diezel, damals 13 Jahre alt, hatte eine schwere Diphtherie. Plötzlich mitten in der Nacht kamen amerikanische Soldaten und suchten nach deutschen Soldaten und Waffen. Für uns war es ein Aufatmen. Aber in anderen Bezirken wurde noch um

die Stadt gekämpft. Mit Lautsprechern riefen die Amerikaner auf, weiße Tücher aus den Fenstern zu hängen. „Aber wehe uns“, dachten viele, „wenn diese Straße von den SS-Verbänden zurückerobert wird!“ — Wir hängten weiße Tücher heraus.

Dann folgten einige besonders bedrückende Tage, als die amerikanische Besatzung am nächsten Sonntagmorgen verlangte, das ganze Haus Äußere Sulzbacher Straße 164 innerhalb einer Stunde zu räumen. Durch Gottes Güte war das Haus bei all den schweren Luftangriffen erhalten geblieben. Was sollte werden? Acht Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner war noch die letzte gottesdienstliche Versammlung gewesen, an der auch verschiedene Schwestern vom Diakonissenhaus Martha-Maria teilgenommen hatten. Wir fanden mit mehreren Personen Unterschlupf auf dem Dachboden des benachbarten Hausarztes Dr. Schuh.

Es war wohl eine Eingebung Gottes gewesen, daß wir das große Wohnzimmer, in dem eine Hausorgel stand und wo sonntags vor und während des Krieges die Gottesdienste stattgefunden hatten, vorher optisch zu einem Gottesdienstraum hergerichtet hatten. Jeder Amerikaner mußte erkennen, daß dieser Raum für Gottesdienste vorgesehen war. Darum machte ich mich auf den weiten Weg zum Stadtkommandanten in der Krelingstraße, um über die Freigabe des Versammlungsraumes zu verhandeln. Mir wurde gesagt, daß ich nach zwei Stunden wiederkommen sollte. Erst müsse man meine Person überprüfen. Ich fragte mich, wie das wohl geschehen mochte. Ich erhielt dann ein Schreiben, daß wegen dieses Gottesdienstraumes das ganze Haus, das bereits mit etwa dreißig Amerikanern besetzt worden war, wieder geräumt werden müsse. Die Dankbarkeit dafür, daß wir heil durch alle Gefahren gekom-

men waren und daß wegen des Gottesdienstraumes jetzt das ganze Haus wieder frei wurde, hat uns schier überwältigt. Denn viele umliegende Häuser blieben jahrelang beschlagnahmt. In großer Dankbarkeit halfen alle mit, das Haus von den Spuren der Besatzung zu reinigen.

Wir dankten Gott für die vielen Bewahrungen inmitten schmerzlicher Verluste. Jetzt gab es viele Gelegenheiten zu gemeinsamer Arbeit, zu Besuchen und Gesprächen. Wir waren von einem großen Trümmerfeld umgeben. Zerstörte Häuser weit und breit und daneben die vielen zerstörten Hoffnungen bei all denen, die bis zuletzt gehofft hatten. Viele verloren ihre Stellung, auch wenn sie nur als Mitläufer eingestuft waren. Es war eine schlimme Zeit, in der Haß und Vergeltung sich aus tobten. Am schlimmsten war aber der Gedanke an die Menschen, die wir verloren hatten. Viele hatten an den Fronten oder bei Fliegerangriffen den Tod erlitten. Ungezählte andere waren in Gefangenschaft oder vermißt.

### *Die Frage nach dem zukünftigen Arbeitsplatz*

Gott hatte durch das Ende des Krieges eine weit geöffnete Tür für das Evangelium geschenkt. Ich stand jetzt vor der Frage, wo in Zukunft mein Arbeitsplatz sein würde. Äußerlich schien, so dachte ich, die Sache mit Nürnberg beendet, denn die damalige Berufung lag schon mehr als fünf Jahre zurück und war bei Beginn des Krieges aufgehoben worden.

Sehr bald erschien ein Beauftragter einer westdeutschen Gemeinde, in der ich während des Krieges gelegentlich gepredigt hatte, mit der Bitte, dort Gemeindepastor zu werden. Sobald ich konnte, reiste ich nach

Siegen in die britisch besetzte Zone, um beim Bundesvorsteher mehr über die neue Lage zu erfahren. Am Arm trug ich die Rotkreuzbinde mit einem lila Streifen als Hinweis auf den kirchlichen Dienst; und ich hatte die entsprechenden Paßpapiere der amerikanischen Militärregierung. Ich stellte fest, daß auch der Bundesvorsteher, Jakob Lenhard, mit meiner Hilfe in Siegen rechnete. Nürnberg war vom Zentrum der Gemeinden in Hessen, im Rheinland und in Westfalen weit abgelegen.

Bei meiner Rückkehr nach Nürnberg erfuhr ich, daß mein Schwiegervater, Willy Diezel, aufgrund einer Denunziation zusammen mit zwei Meistern des Boltawerks verhaftet worden war. Es erging ihm wie vielen anderen Männern der Industrie. Unterdessen betete die Gemeinde Tag und Nacht für ihn. Nach drei Tagen wurde er überraschend wieder entlassen. Er hatte Juden und speziell einem jüdischen Rechtsanwalt geholfen, der noch rechtzeitig nach USA hatte fliehen können. Dies wurde der amerikanischen Militärpolizei bei einer Rückfrage in den USA von dort bestätigt und führte dann zur Entlassung.

Willy Diezel kämpfte darum, daß Hilfe von seiten des Bundes Freier evangelischer Gemeinden für Nürnberg zur Verfügung gestellt würde. Während des Krieges hatte er oft mit Predigten in der Baptistengemeinde ausgeholfen. Unter dem Eindruck der vielen Gespräche, die vor und während des Krieges über eine Vereinigung der verschiedenen Bünde innerhalb der Freikirchen geführt worden waren, fragte er sich, ob nicht ein Zusammengehen mit der Baptistengemeinde (inzwischen Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde) auf örtlicher Ebene möglich wäre, wenn der Bund Freier evangelischer Gemeinden mit seinem Verwaltungssitz in Witten keine Hilfe in Aussicht stellen könnte.

Als ich im Sommer 1945 von der erwähnten Erkundungsreise in den Westen nach Nürnberg zurückkehrte, wurde ich von der kleinen Hausgemeinde dringend gebeten, doch in Nürnberg zu bleiben und ihr Prediger zu werden, wie es schon vor mehreren Jahren abgemacht worden war. Äußerst erstaunt war ich, daß dieser Antrag am stärksten gerade von dem Mann ausging, der nach seiner Geschichte und Prägung mehr in Richtung Brüderversammlungen dachte, also einen Gemeindepastor für nicht nötig hielt.

Mich zog es damals mehr in den Westen, weil mir dort die Arbeitsmöglichkeiten besser zu sein schienen und weil ich nicht gerne von anderen Gemeinden so weit entfernt sein wollte. Außerdem fehlte so vieles, was mir für eine Gemeindeaufbauarbeit äußerst wichtig erschien. Wenn wenigstens ein Grundstück oder ein ausgebombtes Gebäude da wäre! Wie soll man arbeiten, wenn auf lange Zeit keine Aussicht besteht, die entsprechenden Räume zu bekommen?

Außerdem bewegte mich die Frage, ob es gut sei, wenn ich in dem vorgegebenen häuslichen Rahmen einer engen Verwandtschaft Schwiegersohn und Schwiegereltern arbeitete. Alle Veranstaltungen fanden damals in den Wohnräumen des Hauses Diezel statt.

Diese Fragen stürzten mich in große innere Kämpfe, wobei ich mich fragte, wie man in solchem Fall Gottes Willen und Führung erkennen kann. Mit einem Engel vom Himmel, der einem einen Rat gibt, konnte ich nicht rechnen. Ich wollte gerne persönliches Wunschenken bei dieser wichtigen Entscheidung beiseite lassen. Wir haben um Gottes gnädige Führung gebetet, in der Gewißheit, daß er durch all unser Irren und Zweifeln hindurch „auf rechter Straße führen“ kann.

Gott schenkte im Gebet eine innere Zuversicht, in Nürnberg zu bleiben. Es war mir wie eine Zusage des Herrn, daß er der Gemeinde Segen und Wachstum schenken werde. In dieser notvollen Nachkriegsepoche des Jahres 1945 erlebten wir im November die Geburt unserer ersten Tochter, Dorothea, und dankten Gott für seine wunderbare Hilfe in einer Zeit, in der es an allem fehlte. Aber gerade in dieser Zeit haben wir oft Gottes wunderbare Fürsorge und überraschende Hilfe erlebt.

### *Nürnberg — ein Arbeitsfeld mit vielen Überraschungen*

Wir versuchten auf vielerlei Weise, Menschen mit dem Evangelium zu erreichen, ohne daß wir etwas von den heute so zahlreich vorhandenen Strategievorschlägen für missionarische Arbeit zur Verfügung hatten. Alle gottesdienstlichen Veranstaltungen fanden in den großen Wohnräumen im Hause Diezel statt. Anfangs waren die Gottesdienste meist wie Bibelbesprechstunden gestaltet, bei denen einige Teilnehmer ihre Beiträge gaben. Später gingen wir zu Predigtgottesdiensten über, die mehr auf fernstehende Besucher ausgerichtet waren. Die Zahl der Besucher wuchs, so daß schließlich das große Wohnzimmer und das Nebenzimmer nicht mehr ausreichten. Es war eine sehr bunt zusammengesetzte Schar. Wir erlebten, daß Gott wirkte.

Eine erste Evangelisation mit Pastor Rudolf Ahrens aus Lüdenscheid wurde vom 1. bis 10. Mai 1946 im Speisesaal des Bolta-Werks durchgeführt; weitere folgten u. a. mit den Pastoren Walter Arnold aus Düsseldorf, Karl Glebe aus Frankfurt und Friedrich Heit-

müller aus Hamburg. Menschen kamen zum Glauben, die bisher ganz fern von Gott gelebt hatten.

### *Ein Gegner alles Christlichen war bereit zu prüfen*

Unter diesen war Erich H., ein Mann, dessen Frau mit den Kindern öfter zu den Gottesdiensten kam. Er lehnte alles Christliche ab und war seit Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten. Mit dem Ende des Krieges waren seine Ideale zerbrochen. Als aktiver Vertreter des Nationalsozialismus hatte er seine Stelle als Ingenieur verloren.

Als ich ihn zu der Evangelisation einzuladen versuchte, erfuhr ich radikale Ablehnung. Schließlich entgegnete ich: „Sie lehnen etwas ab, was Sie nie gründlich geprüft haben. Darum kann ich Ihre Argumente nicht ernst nehmen.“ Ich zitierte die Worte Jesu: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“ und das andere: „Wer Gottes Willen tun will, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott ist.“ Mit den Worten: „Prüfen Sie selbst und machen Sie ein Experiment, dann können wir uns hinterher sprechen. Ich bin überzeugt, daß Sie Christ werden, wenn Sie bereit sind, sich ehrlich zu informieren.“

Er war schließlich bereit, mir in die Hand zu versprechen, daß er zu den Vorträgen kommen würde. Dabei wollte er uns frommen Leuten, wie er sagte, einmal beweisen, daß man ein ehrlicher Mensch sein kann und doch all die christlichen Glaubenssätze ablehnt. Gott schenkte es, daß dieser Mann mitten in der Vortragswoche zum Glauben an Jesus Christus kam. Es war ein gewaltiger Umbruch, der das ganze Leben plötzlich verändert hatte. Er wurde ein lebendiger Be-

kenner Jesu Christi, der vielen zum Segen wurde. An ihm konnten wir beobachten, wie ein wahrhaft Bekehrter zunehmend im Glauben und in der Erkenntnis der Wahrheit wachsen kann. Nur wenige Jahre später wurde er in den Brüderrat der Gemeinde berufen.

### *Musiklehrer am Konservatorium fand zu Christus*

Ein anderer war Friedrich F., der als Pianist und Lehrer am Konservatorium tätig gewesen war. Er hatte seine Angehörigen durch einen Fliegerangriff verloren. Verbittert und enttäuscht, mit Gott und der Welt zerfallen, war er aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Er war uns für das Spielen der Hausorgel im Gottesdienst empfohlen worden, weil wir keinen Organisten hatten. Eigentlich sollte diese Aufgabe unserer Meinung nach ein überzeugter Christ übernehmen. Doch er fand sich bereit und begleitete Sonntag für Sonntag unseren Gesang. Verkrampft und finster dreinblickend saß er während der Predigt unter uns. Ihm fehlte einfach der Friede mit Gott. Aus der Kirche war er schon lange ausgetreten.

Eines Tages kam er und berichtete, daß es bei ihm eine große Veränderung gegeben habe, die er dann in den Satz faßte: „Ich habe jetzt auch diesen Jesus gefunden.“ Es war tatsächlich alles neu geworden, sogar der Gesichtsausdruck war total verändert. Im „Brüderkreis ums Wort“ erfuhr er lebendige Gemeinschaft im Austausch über Fragen der Bibel und im Gebet. Das Zeugnis anderer, die vorher zum Glauben gekommen waren, wurde für diesen Mann zu einem letzten Anstoß, eine bewußte Entscheidung für Jesus zu treffen. Unvergeßlich ist die Zeit, in der er den Chor übernom-



men hatte. Leider wurde diese Zeit durch eine schwere Krankheit abgekürzt. Aber Gott ließ sein Krankenlager und sein Sterben zu einem besonderen Zeugnis für viele andere werden. Ärzte und Schwestern waren beeindruckt von der Kraft der gewissen Hoffnung über den Tod hinaus, von der er Zeugnis gab. Seinen Flügel, der im Krieg erhalten geblieben war, vererbte er der Gemeinde.

### *Wie eine Lehrerin aus der Anthroposophie herausfand*

Mathilde M. war eine hochbegabte Volksschullehrerin und hatte darüber hinaus speziell noch Religionspädagogik studiert. Mehrere Jahre vor ihrer Pensionierung war sie zur Direktorin befördert worden. Von ihrer Freundin Frau H., die schon vorher zum lebendigen Glauben an Jesus gekommen war, wurde sie 1947 zu evangelistischen Vortragsveranstaltungen mitgebracht. Aber es war für sie außerordentlich schwer, den Zugang zu einem persönlichen Glauben an Jesus Christus zu finden. Denn der „kosmische Christus“ der Anthroposophie ist etwas anderes als der Jesus des Neuen Testaments. Frau M. hatte sich tiefgehend mit der Anthroposophie beschäftigt, die Eurythmie erlernt und versucht, in die „Erkenntnis höherer Welten“ vorzudringen. Dies hatte sie mit der ihr eigenen Gründlichkeit versucht. Sie hatte Rudolf Steiner noch persönlich erlebt. Nach alledem, was die Anthroposophie verspricht, hatte sie gehofft, für ihr Leben und ihre Arbeit Kraftströme aus der „Erkenntnis höherer Welten“ zu erhalten. Dadurch geriet sie in ein Netzwerk übersinnlicher Abhängigkeiten, was schließlich zu einem nervlichen Zusammenbruch führte.

Nach ihrer Genesung entstand eine Offenheit und Bereitschaft, in anderer Richtung zu suchen, um eine neue Orientierung zu finden. Es gab mehrere persönliche Gespräche über Fragen, bei denen falsche Vorstellungen über das Christsein weggeräumt werden konnten. Es mußte vor allem deutlich werden, welche Rolle das persönliche Gebet in der Beziehung zu Jesus spielt. Als sie anfangen konnte, demütig und bußfertig den Namen Jesu als Herrn und Erlöser anzurufen, lichteteten sich auch die Nebel im Denken, und der Durchbruch zu der wunderbaren Freiheit in Jesus Christus wurde ihr geschenkt. Sie erlebte das Wunder eines neuen Anfangs — durch die Hinwendung zu Jesus war eine große Wende in ihrem Leben eingetreten. Ihr war klargeworden, daß die Anthroposophie ein Angebot verlockender Irrwege ist. Nun wurde ihr weiteres Leben von Jesus Christus und seinem Wort geprägt. So wurde sie zu einem Segen für viele andere. Inzwischen ist sie vom Glauben zum Schauen gekommen.

### *Ein Oberkellner suchte und fand*

Um noch mehr und stärker mit dem Evangelium in die Öffentlichkeit vorstoßen zu können, mieteten wir im Frühjahr und im Spätherbst 1948 im Zentrum der Stadt die St. Marthakirche für Evangelisationen mit Friedrich Heitmüller aus Hamburg. Mit einer großangelegten Werbung wurden viele Menschen aufmerksam und vom Evangelium angesprochen.

Wir hatten in der Vorbereitungszeit zur Evangelisation mit F. Heitmüller Listen ausgelegt, in die sich die eintragen konnten, die besonders beim Einladen und Verteilen von Handzetteln helfen wollten. Ein ehemali-

ger Oberkellner, der mit seiner Frau zu den Gottesdiensten kam, hatte sich auch in die Liste eingetragen, obwohl ihm noch die Klarheit und Gewißheit des Glaubens fehlte. Er verteilte mit anderen abends in der Nähe der St. Marthakirche Einladungen an junge Männer. Plötzlich fragte einer von diesen: „Glauben Sie denn selbst das, wozu Sie uns einladen?“ Diese Frage traf den Mann bis ins Innerste und ließ ihn nicht mehr los.

Mitten in der Vortragswoche kam er in die seelsorgerliche Sprechstunde. Seine Frau versuchte ihn zurückzuhalten mit den Worten: „Das brauchst du nicht, wir sind doch immer anständige Leute gewesen.“ Aber Georg K. ließ sich nicht abhalten und wurde ein froher und seines Heils gewisser Christ. Er half auf seine Weise mit und hatte die Gabe, mit anderen über den Glauben zu sprechen. Seine Frau kam einige Monate später auch zum lebendigen Glauben.

### *Ein ehemaliger Karnevalspräsident wurde Jünger Jesu*

Nach der zweiten Evangelisation mit Heitmüller tauchte in den Gottesdiensten am Sonntagmorgen ein Mann auf, der mit seinen fast achtzig Jahren ein ganz besonders aufmerksamer Hörer war. Unter dem fortgesetzten treuen Hören des Wortes Gottes hatte Gott diesem Mann volle Gewißheit des Glaubens und des Heils geschenkt. Gott ließ ihn zu einem „besonderen Werkzeug seiner Gnade“ werden. Er war im Katholizismus aufgewachsen, gehörte zu den Freimaurern und war früher einmal sieben Jahre Karnevalspräsident in Köln gewesen.

Wenn er aus seinem früheren Leben erzählte, merkte man, wie sehr er die Welt und vor allem die Menschen

kannte. Gelegentlich sprach er von der Welt als einem großen Fangnetz des Teufels. Nachdem er selbst den Herrn Jesus kennengelernt hatte, konnte er mit großem Freimut vor anderen von dem Heil in Christus reden, auch zu früheren Bekannten. Bis ins hohe Alter von fast 91 Jahren behielt er ein warmes Herz und einen klaren Kopf. Auch äußerlich war er eine tadellose Erscheinung. Jeden Sonntag kam er pünktlich zu den Gottesdiensten. Dieser Mann mit dem ungekünstelten Humor hatte auch Sinn für kleine Dinge, die Freude bereiten können. Es war ihm gegeben, allen mit einer gewinnenden Freundlichkeit zu begegnen. Wenn meine Frau ihren Geburtstag hatte, erschien er schon am frühen Morgen mit einem Blumenstrauß, um ihr zu gratulieren.

Wegen seines hohen Alters und weil er keine Angehörigen hatte, erhielt er für sein ausgebombtes Geschäft keinen Wiederaufbaukredit. Im Glauben überwand er diese Enttäuschung und schrieb in sein Tagebuch: „Gott führte mich den Weg der Liebe und Barmherzigkeit.“ Auf Anregung eines Gemeindegliedes besuchte er fast zehn Jahre die Alten und Kranken der städtischen Altenheime, hielt ihnen Andachten und betete mit ihnen. Sein Gebetswunsch war, bedingt durch das, was er in den Alten- und Pflegeheimen zu sehen bekam, daß der Herr ihn ohne langes Krankenlager abrufen möge. Diese Bitte hat Gott ihm erfüllt. Für seine Beerdigung hatte er eine kurze Ansprache verfaßt, die ich als Lobpreis der Gnade Gottes verlesen sollte. So geschah es auch. Er war ein Original der göttlichen Gnade.

Ohne die Mithilfe und Anteilnahme meiner Frau Elfriede und die vorwärts drängende, evangelistisch ausgerichtete geistliche Dynamik von Willy Diezel wäre

vieles nicht möglich gewesen. Er war mit seiner Familie der eigentliche Gründer der Gemeinde. Sein Wunsch war, daß viele das Evangelium hören und zu einer Entscheidung für Jesus gerufen werden. Neben seiner Leitungsaufgabe im Bolta-Werk setzte er seine Kraft und Zeit für die Sache des Reiches Gottes ein. Er war auch im öffentlichen Leben als Christ bekannt und arbeitete aktiv in der Evangelischen Allianz am Ort mit.

### *Neben der Gemeindefarbeit weitere Studien in Erlangen*

Aufgrund der gerade geschilderten Umstände war es mir auch möglich, daß ich auch in Erlangen noch einmal an Veranstaltungen der Universität teilnehmen konnte. Mein Ziel war nicht so sehr, einen Studienabschluß zu erreichen, als vielmehr das Vorhandene zu festigen und auszubauen, um bei Begegnungen und Gesprächen besser gerüstet zu sein und kritisch Fragenden helfen zu können. Ich empfand diese Gelegenheit als eine von Gott geschenkte Möglichkeit, die ich nutzen durfte und die mir in mancher Hinsicht geholfen hat. Die Theologische Fakultät in Erlangen konnte bereits im Herbst des Jahres 1945 ihren Studienbetrieb wieder aufnehmen, während die Universität offiziell erst im Frühjahr 1946 eröffnet wurde.

Gerade in den Jahren nach dem Krieg wurden viele junge Menschen von den Fragen nach dem Sinn und Ziel der Geschichte umgetrieben. Mich interessierten die Vorlesungen von Professor Wencke über Geschichtsphilosophie und die Vorlesungsreihe: „Das Bild des Menschen in der gegenwärtigen Philosophie und Psychologie.“ Zu den Erlebnissen des Zweiten Welt-

kriegs und des Dritten Reichs bemerkte er: „Was da geschehen ist, kann nicht verstanden werden ohne die Kategorie des Dämonischen.“

Bei Professor Paul Althaus gab es die große Vorlesungsreihe: „Glaube und Geschichte“, die auch viele Studenten von den anderen Fakultäten anzog. Es gab zahlreiche anregende Begegnungen in jenen Jahren. Damals lernte ich auch Kurt Heimbucher kennen. Oft saßen wir gemeinsam bei den Professoren Paul Althaus, Werner Elert, Walter Künneth, Walther von Loewenich und einigen anderen in den Vorlesungen. Es gab auch manche kritische Stimmen über das, was da zu hören war, besonders von den Studenten, die einen ausgeprägt pietistischen Hintergrund hatten.

Gelegentlich mußte ich bei kritischen Vorlesungen an das Wort meines theologischen Lehrers Konrad Bussemer denken: „Wir können von allen lernen, dürfen uns aber an keinen verkaufen.“ Ich wollte kritischen Fragen nicht ausweichen, aber es war mir auch bewußt, daß wir im Denken Bewahrung brauchen und Gott nur den Demütigen Gnade schenkt. Darum betete ich manchmal während bestimmter Vorlesungen: „Herr, bewahre mich in meinem Denken, daß ich nicht in die Irre gehe.“

Ich hatte die Gelegenheit, zweimal bei Professor Paul Althaus privat zu einem Besuch zu sein und auch bei Professor Walter Künneth, dem ich sehr viel verdanke. Es waren unvergeßliche Begegnungen. Als meine Zeit in Erlangen zu Ende ging, verabschiedete und bedankte ich mich bei Professor Althaus und fügte hinzu: „Sie haben mich auf meinem bisherigen Weg um so gewisser gemacht.“ Er war überrascht und fragte, wie ich das meinte. Meine Antwort: „Vor allem in den Fragen der Ekklesiologie (der Lehre von der Gemeinde) und der

Sakramente.“ Ich war beeindruckt von der persönlichen Frömmigkeit und dem Ernst, mit dem Althaus Theologie in der Verantwortung vor Gott zu lehren versuchte. Mir hat diese Zeit geholfen, meine lutherisch geprägten Pfarrbrüder besser verstehen zu können.

### *Begegnungen, aus denen wir lernen konnten*

Im Hause Diezel konnte ich die unterschiedlichsten Menschen kennenlernen, die dort ein und aus gingen. Zu diesen gehörte auch Dr. Rudolf Kötter, der Chefredakteur des „Fränkischen Kuriers“, einer angesehenen und damals weit verbreiteten Zeitung. Er war ein Mann von besonderem Format, hoch geachtet und immer eine tadellose Erscheinung. Es gehörte damals Mut dazu, auf der ersten Seite der Zeitung das Hohelied der Liebe aus 1. Korinther 13 abzudrucken. Bei besonderen Anlässen nutzte er die Möglichkeit des Zwischen-den-Zeilen-Schreibens, wie das andere auch geübt haben. Seine wohlwollenden und manchmal auch kritischen Bemerkungen zu meinen Predigten waren Hilfe und Anregung. Später habe ich oft bedauert, daß ich die Bekanntschaft mit diesem Mann, mit dem ich manche Gespräche hatte, nicht besser genutzt habe, um journalistisch etwas mehr zu lernen.

Mit großer Dankbarkeit erinnere ich mich an weitere Begegnungen, die Gott fügte und eine große Bereicherung für die junge Gemeinde waren: Eine Bibelwoche mit Professor Otto Weber aus Göttingen über den Kolosserbrief bleibt unvergeßlich; dazu die vielen Gespräche, die zwischendurch geführt werden konnten. Ebenso war es bei Professor Hellmuth Frey aus Bethel, der zweimal zu Bibelwochen in Nürnberg war. Seine Bü-

cher über das Alte Testament und seine Auslegung der Offenbarung des Johannes mit dem Titel „Das Ziel aller Dinge“ sind vielen zum reichen Segen geworden.

Als Prälat Schrenk, der Sohn des bekannten Evangelisten, aus Stuttgart auf einer Veranstaltung der Evangelischen Allianz in Nürnberg sprach, wohnte er im Haus meiner Schwiegereltern und hielt einige Bibelabende in der Gemeinde. Sehr beeindruckend war, wie er predigte und mit welcher ehrfürchtiger Betonung er biblische Texte vorlas. Schrenk war Schwager des Theologen Adolf Schlatter. Wir erfuhren, daß er im Begriff war, ein Buch zu schreiben mit dem Titel: „Der glaubende Anschluß an Jesus, das Hauptziel der Schlatterschen Arbeit.“ Dabei bemerkte er, es sei für junge Theologen, die sich mit Schlatter beschäftigten, wichtig zu erkennen, was der eigentliche Zielpunkt Schlatters gewesen sei. Prälat Schrenk hat danach nicht mehr sehr lange gelebt, und nach meiner Kenntnis ist über das genannte Thema leider nichts von ihm erschienen.

Unter den Gottesdienstbesuchern war des öfteren auch ein gewisser Oberstudiendirektor Lindner, der aus Breslau flüchten mußte. Da der Schulbetrieb 1945 noch nicht möglich war, gab er als Altphilologe einigen Schülern der Gemeinde Unterricht. Zu seinen Schülern gehörten u. a. Rudolf Diezel und Hans Penner. Er war von vielen Fragen umgetrieben, die sich aus der Nachkriegssituation in Kirche und Welt ergaben. Als er einige Jahre später zum Direktor der großen evangelischen „Wilhelm-Löhe-Schule“ berufen wurde, rief er mich einmal an. Eine junge Doktorandin, die das Lehramt antreten wollte, hatte sich um eine Anstellung beworben. Sie gehörte aber nicht der Evangelisch-Lutherischen Kirche an und war aus der katholischen Kirche ausgetreten. Nun war seine Frage: „Ist sie Mitglied in



Ihrer Freien evangelischen Gemeinde?“ Als ich dies bejahte, war seine verblüffende Antwort: „Dann ist alles gut, dann ist sie ja ‚noch evangelischer‘ als die anderen.“

### *Vor neuen Entscheidungen*

Im Bund der Freien evangelischen Gemeinden hatte man erkannt, daß etwas für die Jugend getan werden müßte. So wurde ich 1946 von der Bundesleitung angefragt, ob ich bereit wäre, die Aufgabe eines Bundesjugendpflegers zu übernehmen. Es bestand ein großes Bedürfnis, die Arbeit unter der Jugend intensiv aufzugreifen und die vielen neu geschenkten Möglichkeiten zu nutzen.

Ich hatte in Erlangen noch jede Woche Vorlesungen belegt, empfand aber, daß das jetzt kein Hindernis sein müsse. Doch ich wollte nicht gleich alles abrupt abbrechen, außerdem konnten die Semesterferien vermehrt für die Jugendarbeit genutzt werden, und es konnte vieles von dem, was ich hörte, in die Praxis umgesetzt werden. Es erhob sich wieder die Frage: „Herr, was willst du, das ich tun soll?“ Ich fand nicht die Freiheit, diese Bitte des Bundes abzulehnen. Meine Zusage erfolgte unter der Bedingung, daß die Arbeit in Nürnberg nicht aufgegeben werden müsse und ich nur teilszeitlich für die Bundesjugendarbeit zur Verfügung stehen konnte. Das bedeutete, daß ich nicht so oft unterwegs sein mußte, weil alle organisatorischen und schriftlichen Arbeiten in Witten erledigt wurden und andere bereit waren, einzuspringen und zu helfen.

Wir hatten damals weit geöffnete Türen in der Jugendarbeit. Große Jugendfreizeiten mit vielen Teilnehmern konnten durchgeführt werden; dazu kamen Lehr-

gänge für Sonntagschulhelfer und Jugendleiter. In jener Zeit kamen viele junge Menschen zum Glauben und wurden zur Mitarbeit ermutigt. Erstmals wurde damals auch eine große Studentenfreizeit auf dem Kronberg in Ewersbach durchgeführt, an der auch der spätere Bundesgeschäftsführer der Freien evangelischen Gemeinden, Heinz-Adolf Ritter, als Student teilnahm.

Doch mit der Zeit spürten wir, daß bei den zunehmenden Anfragen und Bitten diese doppelte Verantwortung und Belastung — Bundesjugendarbeit und Gemeindearbeit in Nürnberg — auf längere Zeit nicht durchgehalten werden konnte. Vieles war damals nur möglich, weil Willy Diezel viel Kraft und Zeit in die Gemeindearbeit investieren konnte. Der Einsatz wurde reich gesegnet, denn wir erlebten sowohl in der Jugendarbeit als auch in der Nürnberger Gemeinde viel Wachstum. Wir konnten zu unserer großen Freude beobachten, wie sich Menschen bekehrten und der Gemeinde anschlossen.

Leitende Brüder des Bundes rieten mir, wegen der Jugendarbeit den Dienst in Nürnberg ganz aufzugeben. Wilhelm Wöhrle, der einstige Schriftleiter des „Gärtners“, mit dem ich seit meiner Dortmunder Zeit enger verbunden war, machte im Blick auf die Frage eines Gemeindedienstes in Nürnberg die Bemerkung: „Das ist doch mehr aufgeschütteter Boden.“ Das sollte heißen, daß die Zusammensetzung der kleinen Gemeinde für eine weitere Entwicklung nicht verheißungsvoll und die bayerische beziehungsweise fränkische Mentalität kein günstiger Boden für die Entwicklung von Freien evangelischen Gemeinden sei. Besonders schwierig wurde die Entscheidung dadurch, daß von seiten der Bundesleitung niemand genannt wurde, der für Nürnberg freigestellt werden konnte, obwohl das Wachstum

der Gemeinde kontinuierlich zunahm. So kam ich notgedrungen zu dem Entschluß, in Nürnberg zu bleiben.

Ein Jahr nach meiner Absage kam Walter Quiring, mein ehemaliger Rektor am Theologischen Seminar, im Auftrag der Bundesleitung mit der Bitte, die Arbeit in Nürnberg aufzugeben und die Leitung der Bundesjugendarbeit vollzeitlich zu übernehmen. Der damalige Geschäftsführer des Bundes, Karl Mosner, schlug mir in einem Brief vor, nach Ewersbach umzuziehen und teilzeitlich beim Unterricht am Seminar zu helfen.

Damit war ich erneut vor eine schwierige Entscheidung gestellt. Es war menschlich gesehen sehr verlockend und nicht leicht, diese Bitte abzulehnen. Mir war bewußt, daß bei der Frage nach Gottes Willen und Führung auch ganz nüchtern das Für und Wider einer solchen Entscheidung bedacht werden mußte. Ein wichtiger Punkt war, daß von keiner Seite eine überzeugende Antwort auf die Frage gegeben werden konnte, wie die Arbeit in Nürnberg weitergehen sollte. Es konnte aber auch die Einmütigkeit der Brüder des Bundes bei der Berufung in diese übergemeindliche Aufgabe nicht gering geachtet werden. Was tun? Es mußte eine Entscheidung getroffen werden.

Damals war Franz Speemann, der in Dresden ausgebombt worden war, als alter Freund der Familie Diezel gelegentlich in Nürnberg zu Gast. Er war in jungen Jahren Prediger der Freien evangelischen Gemeinde in Krefeld gewesen. Danach war er Sekretär der DCSV, der deutschen christlichen Studentenvereinigung, geworden. Einer seiner theologischen Lehrer, den er verehrte und von dem er mit Begeisterung berichtete, war Martin Kähler. Neben den vielen Gesprächen, die wir bei seinen Besuchen führten, unterhielten wir uns auch über die Entscheidung, vor der ich stand. Im Zusam-

menhang mit dem Bemühen um Klärung meines Weges sagte er: „Vergessen Sie nicht, Komitees sind immer selbstsüchtig, das heißt, sie denken immer nur an das, was ihnen selbst besonders wichtig ist.“

Aber diese Bemerkung konnte mir nicht weiterhelfen; ebensowenig die vielen anderen gut gemeinten Ratschläge, die von den verschiedensten Seiten kamen. Ich entschied mich schließlich erneut für das Bleiben in Nürnberg. Damals habe ich die Bedeutung der Arbeit in einer örtlichen Gemeinde im Verhältnis zu überregionalen Aufgaben als sehr wichtig angesehen, was auch heute immer noch Gültigkeit hat. Trotzdem habe ich mich nach meiner Absage gelegentlich gefragt, ob es wohl richtig war, die Berufung in die Jugendarbeit nicht anzunehmen.

Als dann aber im Mai des Jahres 1951 Willy Diezel nach kurzer Krankheit im Alter von fünfundfünfzig Jahren völlig unerwartet vom Herrn heimgerufen wurde, war es uns klar, daß die Entscheidung, in Nürnberg zu bleiben, richtig gewesen war. Er hatte mit seiner Frau viel für die gemeindliche Entwicklung getan. Das Haus der Familie Diezel war ein Ort der Begegnung gewesen, hier traf man Menschen aus der weltlichen Öffentlichkeit, Vertreter der Kirchen und vor allem wichtige Persönlichkeiten, die der Evangelischen Allianz nahestanden. Darüber hinaus waren durch John Bolten, den Bruder von Frau Diezel, der in den USA lebte, viele Kontakte zu führenden Christen aus den USA und anderen angelsächsischen Ländern entstanden, die bei Besuchen in der Gemeinde sprachen und uns wertvolle Anregungen gaben. So zum Beispiel Torrey Johnson, der Gründer von „Jugend für Christus“, Dr. Oswald Smith aus Kanada, bekannt durch das Buch

„Glühende Retterliebe“, sowie der von John Bolten sehr geschätzte Pastor Dr. Harald Ockenga von der Park Street Church in Boston und andere.

### *Großes internationales Jugendleitertreffen August 1948*

Etwa fünfhundert Jugendleiter aus dreißig Ländern waren von der Bewegung „Jugend für Christus“ für zehn Tage nach Beatenberg in der Schweiz eingeladen. Aus Deutschland waren es etwa fünfzehn Teilnehmer, zu denen auch ich gehörte. Einen Monat zuvor, im Juli 1948, war die Währungsreform durchgeführt worden. Unser Geld war eins zu zehn abgewertet. Alle Unkosten wurden von den Amerikanern für uns Deutsche übernommen. Wir mußten eine Menge Formalitäten erledigen, um ins Ausland reisen zu können. Jahrelang war das unmöglich gewesen. Es war für uns Deutsche eine außergewöhnliche Erfahrung, mit so vielen Vertretern anderer Länder in der Schweiz zusammen zu sein. Als ich damals in Basel zehn Deutsche Mark umtauschte, erhielt ich noch nicht einmal drei Franken. So wenig Vertrauen hatte man in die neue Deutsche Mark. Die Tagung selbst war für uns ein großes menschliches und geistliches Erlebnis. Dr. Torrey Johnson kannte ich bereits von seinem Besuch in Nürnberg. Seinen damaligen Stellvertreter, Dr. Billy Graham, lernte ich in Beatenberg kennen. Er wurde erst 1949 besonders bekannt. Es war bewegend, die geistliche Dynamik der angelsächsischen Brüder, besonders die der Amerikaner, mitzuerleben. Ihre Sicht für Weltevangelisation und Mission, die Bibelarbeiten und die Gebetszeiten mit den Berichten aus vielen Ländern motivierte uns sehr.

Wir Deutschen fühlten uns noch mitbetroffen und überschattet von dem schlimmen Geschehen während des Krieges. Es machten sich unterschwellige Spannungen zwischen den verschiedenen nationalen Gruppen bemerkbar. An einem Abend sprach ein Amerikaner diese Situation an und zog auf dem Podium seine Jacke aus. Dann forderte er je einen Vertreter der am Krieg beteiligten Länder auf, nach vorne zu kommen und ebenso die Jacken auszuziehen, um sie dann miteinander zu wechseln. Das geschah mit den Worten: „Wir sind zuerst Christen und dann erst Deutsche, Engländer und Holländer, zuerst Christen und dann erst Amerikaner, Italiener und Franzosen.“ Es war ein eindrucksvolles Zeichen, das die Gemeinschaft auflockerte und daran erinnerte, daß wir in Christus eins sind. Äußerlich nahmen wir die großen Unterschiede besonders zu den Amerikanern wahr, die über all das verfügten, was wir seit Jahren nicht mehr gesehen hatten, so z. B. eine Tafel Schokolade, die sie wie Brot aßen, und dergleichen mehr. Ein deutscher Teilnehmer konnte seinen Unmut gegenüber der unbekümmerten und unbeschwerteren Art der Amerikaner schwer verbergen. Dann geschah es plötzlich, daß ein amerikanischer Teilnehmer gleicher Körpergröße diesem in einer Pause seinen schönen neuen Anzug schenkte. Das hatte er nicht erwartet, er war plötzlich wie umgewandelt und zutiefst beschämt.

In dem Buch über den Gründer der Navigatoren von Robert D. Foster: „Das geistliche Geheimnis des D. Trotman“ ist über diesen Kongreß folgendes zu lesen: „Es gab eine tiefe geistliche Unruhe, die zur Besorgnis Anlaß gab. Eines Tages nach dem Mittagessen gingen vier der Männer — Bob Evans, Hubert Mitchell, Billy Graham und Dawson Trotman — an einen Ort in den Bergen, wo sie einander und vor Gott ihre Herzen aus-



Hinweistafel neben der Eingangstüre. Als wir dann erfuhren, daß ganz unliebsame Verwechslungen und Identifizierungen von Gemeinde und Firmeninhaber passierten, haben wir noch intensiver um eine Änderung gebetet. Den meisten war allerdings die vorhandene Lösung vollauf genug.

Außerdem hatten wir dort oft Kummer wegen eines großen Schäferhundes. Er gehörte dem Schwiegersohn des Firmeninhabers, der im selben Gebäude im ersten Stock wohnte. Wenn am Sonntagmorgen die Besucher die Treppe zum Gottesdienst hinaufkamen, kam dieser Mitbewohner mit dem kläffenden Hund die Treppe herunter. Dann band er den Hund hinter dem Gebäude bei der Hundehütte unterhalb des Gemeindesaales an. Sein Hundegebell hat uns oft gestört und geärgert, besonders wenn im Sommer die Fenster geöffnet werden mußten. Was sollten wir tun? Wir spürten, daß dieser Mann gegen uns war.

Ein Mitglied der Gemeinde sagte in seinem Ärger einmal: „Ich möchte dem Hund am liebsten eine vergiftete Fleischwurst mitbringen.“ Es war nicht ernst gemeint, zeigte aber etwas von dem Unmut unter uns. Eines Tages las ich im zweiten Buch Mose, Kapitel 11, 7: „Gegen die Israeliten aber soll auch nicht ein Hund mucken.“ Dieser Vers ermutigte uns, das Hundeproblem im Gebet vor Gott zu bringen. Denn Gott ist auch der Herr über das Kläffen der Hunde. Es dauerte nicht lange, und wir erfuhren zu unserem großen Erstaunen, daß der Mann seinen Hund verkaufen wollte, seine Wohnung aufgab und auswanderte.

Daß Gott ganz konkret Gebete erhören kann, hatten wir oft erlebt. Wir beteten schon lange um ein gemeindeeigenes Grundstück. Die Frage war nur, wie wir an ein solches Grundstück kommen könnten.



## *Wie Wünsche Wirklichkeit wurden*

Der plötzliche Tod von Willy Diezel trug dazu bei, daß John Bolten in seinem Herzen bewegt wurde, der Gemeinde das Geld für ein Grundstück zu schenken. Er mußte nach der Beerdigung schnell wieder zurück in die USA und sagte zu mir: „Wenn ihr bis morgen mittag ein Grundstück habt, gebe ich euch das Geld.“

Damals konnten Immobilien über Sperrmark zu einem außergewöhnlich günstigen Kurs von Amerikanern gekauft werden. Ich dachte: „Jetzt gilt es, das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist.“ Mit zwei anderen Brüdern der Gemeinde zogen wir sofort los und hatten schließlich zwei Grundstücke an der Hand, waren aber doch nicht ganz glücklich. Auf der Fahrt zu John Bolten wurde ich plötzlich an eine Tafel erinnert, die ich Monate vorher in der Krellerstraße gesehen hatte: „Grundstück zu verkaufen.“ Wir fuhren sofort zurück, die Tafel mit Telefonangabe hing noch. Am Telefon erfuhr ich, daß dieses Eckgrundstück fünfundzwanzigtausend Mark kosten solle. Das war viel Geld für die damalige Zeit. John Bolten sagte: „Handelt es auf zwanzigtausend herunter, dann gebe ich euch das Geld.“

Mit Hilfe von Architekt Simon konnten wir die äußeren Dinge des Kaufes vertraglich sehr schnell erledigen. In einem wahren Schnellverfahren und in Absprache mit Witten mußte eine Satzung formuliert werden, die das zum Ausdruck brachte, was bisher schon in unserem Gemeindeleben Gepflogenheit war und es der Gemeinde ermöglichte, die Vereinsrechte zu erhalten. Das alles konnte ohne Schwierigkeiten abgewickelt werden. Die Gemeinde hatte jetzt ein eigenes Grundstück. Das empfanden wir als ein Wunder Gottes, in einer Zeit, wo überall Räume und vor allem Wohnungen fehlten.

Gott ließ in jenen Jahren großer wirtschaftlicher und finanzieller Schwierigkeiten Dinge geschehen, die der Gemeinde schließlich auch zu den eigenen Räumen verhalfen.

Das neue Grundstück war nur eine Minute von dem gemieteten Saal entfernt. Da wir als Familie bis dahin im Wohnhaus des Bolta-Werks wohnten und Wohnraum nur gegen eine entsprechende Ablösesumme in Büroräume umgewandelt werden konnte, stellte das Bolta-Werk zehntausend Mark zur Verfügung, damit wir den Baukostenzuschuß für eine entsprechende Wohnung hätten.

Da sich verschiedene Bemühungen zerschlugen, konzentrierte man sich auf den Bau eines Gemeindefohnhauses, in dem eine Wohnung für die Familie des Pastors und des Hausmeisters mit einem entsprechenden Raum für die Jugend entstehen sollten. Dafür gab es Zuschüsse der Stadt. Die Entscheidung für diese erste Baumaßnahme auf dem Gemeindegrundstück fiel im Herbst 1952, und ein Jahr später konnten wir als Familie mit inzwischen drei Kindern in dieses Haus einziehen. Zu Dorothea waren Wilfried und Friedegard hinzugekommen. So hatten wir eine fröhliche Kinderschar im neuen Wohnhaus der Gemeinde.

### *Schmerzhaft erlebte Segenserfahrungen*

Neben vielem, was mich erfreute und mir Mut machte, gab es aber auch Erlebnisse, bei denen Gottes Hand schmerzhaft zu spüren war. Oft benutzt Gott Krankheiten und schwere Lebensführungen, um bei uns mehr Raum für seine Segnungen zu schaffen. Mein Bein war in den vergangenen Jahren oft ein schmerzhafter „Pfahl

im Fleisch“ gewesen, wie es bei Paulus 2. Korinther 12, 7 heißt. Die vielen Reisen in den überfüllten Zügen brachten es mit sich, daß das Knie oftmals Stöße mitbekam, die sich nachteilig auswirkten.

Im März 1952 war es wieder einmal soweit, daß ich in die orthopädische Wichernhausklinik in Altdorf bei Nürnberg gehen mußte. Ich sagte damals dem Chefarzt Dr. Becker verzweifelt: „Bitte, amputieren Sie das Bein!“ Wie dankbar war ich hinterher, daß er nach kurzer Untersuchung zu mir sagte: „Kommt nicht in Frage!“ Aber es mußte operiert werden, und ich lag ein halbes Jahr in Gips, bis ich wieder beginnen konnte, auf Krücken zu gehen. Man sagt zu Recht: „Ein orthopädischer Augenblick dauert vier Wochen.“

Ich habe mich damals natürlich auch gefragt: „Herr, warum muß ich das jetzt erleben?“ Es waren so viele Aufgaben zu erledigen. Von der Leitung des Bundes konnte während fünf Monaten keine Hilfe zur Verfügung gestellt werden. Dann erst kamen die Pastoren Rudolf Ahrens und Hermann Hein, die von ihren Gemeinden mehrere Wochen für Nürnberg freigestellt worden waren. In den Jahren vor der Operation hatte ich einen „Brüderkreis ums Wort“ gesammelt. Dort lasen wir biblische Texte, und es gab jedesmal lebendigen Austausch über Fragen des Glaubens und des Lebens. Das wirkte sich in den Monaten, in denen die Gemeinde ohne Hilfe von auswärts war, sehr segensreich aus. In den Sonntagsgottesdiensten halfen Pastoren aus dem Bereich der Evangelischen Allianz. Auch der spätere Landesbischof Hermann Dietzfelbinger, damals Rektor am Evang.-Luth. Predigerseminar, predigte in jener Zeit zweimal in unserer Gemeinde. Ich selbst konnte zu jedem Gottesdienst einen entsprechenden Briefgruß schicken, der dort verlesen wurde. Alle anderen Veran-

staltungen unter der Woche wurden von Brüdern der Gemeinde betreut.

Die Gemeinde wurde damals auch von Leuten beeinflusst, die eine schwärmerische Linie vertraten und viel von Zeichen und Wundern sprachen, die sie als besonderen Beweis für die Vollmacht und die Kraft des Heiligen Geistes ansahen. Zu diesem Thema verteilten sie an die Gemeinde eine Menge an Literatur. Diese pfingstlich geprägten Leute hatten mich auch im Krankenhaus besucht und meinten, ich dürfe mich nicht operieren lassen. Der Herr könne doch ein Wunder tun. Ich habe damals diesen Leuten, die es gewiß gut meinten, mit einem Wort von Elias Schrenk geantwortet, das für mich damals wie heute gilt: „Glauben ist Silber, Geduld ist Gold.“

In dem Dreibettzimmer lag außer mir ein evangelischer Bürgermeister einer nordbayerischen Stadt mit Querschnittslähmung. Dazu kam kurze Zeit später ein katholischer Pfarrer mit gebrochenem Fuß. Da kein Zimmer erster Klasse frei war, mußte er mit dem Dreibettzimmer vorliebnehmen. Es dauerte nicht lange, bis sich über Glaubensfragen heiße Diskussionen entwickelten, die sich im Krankenhaus herumsprachen. Der Bürgermeister war dabei stiller Zuhörer. Als meinem Pfarrerkollegen ein Zimmer erster Klasse angeboten wurde, hat er lange gezögert, bis er sich entscheiden konnte. Nachmittags ließ er mir seinen Kaffee und Kuchen bringen, immer zusammen mit Fragen auf einem Blatt Papier, die ich beantworten sollte.

Viele Jahre nach dieser Krankenhauszeit wurde ich im Zusammenhang mit einer Vortragsveranstaltung am Niederrhein von einer Diakonisse angesprochen, ob ich 1952 in Altdorf im Krankenhaus war und ob ich mich an einen Bürgermeister B. erinnern könnte. Das konnte

ich und erfuhr, daß er ihr Vater war, der all die vielen Gespräche mit dem katholischen Pfarrer mitbekommen hatte. Der Vater habe oft von diesen Gesprächen berichtet, sei zum persönlichen Glauben gekommen, aber inzwischen im Frieden verstorben, und ihre ganze Familie sei zum Glauben gekommen. Diese Erfahrung hat mich ungemein erfreut und über Gottes wunderbare und geheimnisvolle Wege staunen lassen.

### *Die Frage nach Heilung durch Gebet*

Als ich nach einem halben Jahr das Krankenhaus verlassen konnte, bekam ich die Möglichkeit, mich für mehrere Wochen in Arosa in den Schweizer Bergen zu erholen. Meine Frau konnte einige Wochen dabeisein, und wir wohnten bei einer christlichen Familie, die uns Ernst Aebi, der Generalsekretär des Bibellesebundes, vermittelt hatte.

Obwohl ich noch mit Krücken laufen mußte, bat mich doch der Pfarrer der reformierten Kirche, in einem Gottesdienst die Predigt zu halten. Dafür hatte man einen erhöhten Sitz auf der Kanzel hergerichtet. Nach dem Gottesdienst wurde ich zum Mittagessen eingeladen. Ein weiterer Gast war auch der Theologieprofessor Gottlob Schrenk, der zeitweise in Arosa wohnte.

Bei dieser Begegnung konnte ich noch vieles über seinen Vater Elias Schrenk erfahren, der eine Glaubensheilung erlebt hatte. Diese Frage beschäftigte mich damals sehr. Bei mir hatte sich der Gedanke festgesetzt, vom Herrn eine besondere Heilung zu erbitten, weil sich die Wunde am Knie immer noch nicht geschlossen hatte und ich einen Gummidrain im Knie be-

halten mußte. Ich dachte, es werde ein Zeugnis und eine Ermutigung für andere sein, wenn ich nach so langer Krankheit sagen könnte, daß der Herr ein Wunder getan habe.

Mit Ernst Aebi hatte ich vereinbart, daß ich die Rückreise nach Nürnberg in Zürich unterbrechen werde. Wir waren übereingekommen, daß er „nach Jakobus 5“ zusammen mit seinem Schwiegervater unter Handauflegung für mich um Heilung des Beines beten sollte. Beide waren schließlich erfahrene Männer des Glaubens und des Gebetes. Nach dem Gebet benötigte ich aber noch beide Krücken. Im Zug nach Nürnberg dachte ich, wie will Gott heilen, wenn ich den Gummidrain im Knie lasse? Auf der Toilette entfernte ich den Gummidrain aus der noch nicht zugeheilten Wunde und warf ihn weg.

Innerhalb einiger Tage war die Wunde geschlossen, aber ich bekam Schmerzen im Kopf und Druckschmerzen in der Leistengegend. Wie sollte ich mich jetzt verhalten? Im Vertrauen auf den Herrn alles drauf ankommen lassen und eine Sepsis riskieren oder das Nächstliegende tun und mir beim Arzt die Wunde mit der Sonde wieder öffnen und einen neuen Drain einführen lassen? Das Wort aus der Versuchungsgeschichte Jesu kam mir immer wieder in den Sinn: „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen!“ Ich ließ mich zum Arzt bringen, und nachdem er die Wunde wieder geöffnet und den Drain eingeführt hatte, ging es mir bald besser, und ich konnte am nächsten Sonntag nach langer Zeit erstmalig wieder in der Gemeinde predigen.

Als ich damals auf der Kanzel stand, sah ich unter den Zuhörern zwei Schwestern, die seit Jahren unter schwerem Asthma litten. Ich fragte mich, wie das wohl auf diese beiden und auf andere Betroffene gewirkt

hätte, wenn ich von einer besonderen Heilung durch Gebet berichtet hätte. An jenem Sonntag habe ich über „Johannes den Täufer im Gefängnis“ gesprochen und die Frage, die ihn quälte: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ und dann besonders über das Wort Jesu an Johannes: „Selig ist, der sich nicht ärgert an mir.“

Mir wurde bewußt, daß es ein Ärgernisnehmen an der Wahrheit Gottes geben kann; aber auch an Gottes Führung in unserem Leben, wenn wir seine Verheißungen und unsere augenblickliche Situation nicht in Übereinstimmung bringen können. Dieses Ärgernis an der Führung Gottes kann nur im Glauben an seine allmächtige Vorsehung und im Gebet überwunden werden, eingedenk des Bibelwortes, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen“.

Ich habe Gott oft gedankt, daß meine damalige Heilungserwartung sich nicht so erfüllte, wie ich es erhofft hatte. Es hätte vielleicht mein theologisch und biblisch ausgerichtetes Denken in eine einseitige Richtung gelenkt. Trotzdem hat mich dies Erlebnis nicht gehindert, dem Herrn zu vertrauen, wenn es um die Frage von Krankheit und Heilung durch Gebet ging. Ich mußte zwar noch zehn Jahre bei einem Orthopäden in Behandlung bleiben, weil immer wieder der Gummidrain nötig war. Der Arzt meinte, daß die Fistel ohne nochmalige Operation nicht aufhören würde. Eines Tages aber war die Fistel geschlossen, und es waren kein Gummidrain und kein Verband mehr nötig. Der Arzt fragte mich: „Was haben Sie gemacht?“ Es hatte Gott gefallen, Erhörung zu schenken.

## *Heilungsversammlungen mit Hermann Zaiß in der Messehalle*

Wir beobachteten auch, wie notvoll es sich auswirken kann, wenn unnüchterne und extreme Auffassungen über Krankheit und Heilung vertreten werden, die der biblischen Ausgewogenheit entbehren. Als in jener Zeit in vielen christlichen Kreisen Berichte über die großen Heilungsversammlungen des Evangelisten Hermann Zaiß Aufmerksamkeit erregten, gab es viel Unruhe über die Frage, was als echt und biblisch betrachtet werden könne. Einige Glieder der Gemeinde waren von dem, was sie hörten, fasziniert. Als bekannt wurde, daß Hermann Zaiß Ende November 1954 in der Nürnberger Messehalle sprechen würde, wurde ich von den Zaiß-Anhängern in der Gemeinde gebeten, doch im Gottesdienst auf diese Versammlungen hinzuweisen. Ich tat es mit Hinweis auf die Bitte eines bestimmten Bruders und bemerkte zugleich, daß ich Hermann Zaiß nicht kenne, aber daß mir bekannt wäre, daß er bei vielen Christen sehr umstritten sei. Weiter machte ich die Bemerkung, daß wir vom Herrn ein feines Gespür erbitten müssen, um zu prüfen, was Stimme des Guten Hirten ist und was nicht. Obwohl die Evangelische Allianz in Nürnberg sich von den Versammlungen distanzierte, wollte ich doch mit meiner Frau an allen Versammlungen teilnehmen, um mir ein eigenes Urteil bilden zu können.

Die Veranstaltungen verliefen, wie wir befürchtet hatten. Es war sehr viel Gutes und Richtiges in weiten Teilen der Verkündigung zu hören, was auch dem Glauben fernstehende Menschen zu einer Entscheidung für Christus führen konnte. Darüber hätte man sich gerne gefreut. Aber das Falsche steckte als hochprozentiger Irrtum im Detail.



Zaiß behauptete: Wer glaubt, braucht nicht krank zu sein. Christus habe am Kreuz auch unsere Krankheit getragen, und in Psalm 103 sei zu lesen, daß der Herr nicht nur die Sünde vergibt, sondern auch alle Gebrechen heilt. Wer also nicht bereit ist, das zu akzeptieren, der glaubt eben nicht. Zaiß konnte solchen, die diese Art der Verwendung von Bibelworten nicht bejahten, in massivster Weise den Glauben absprechen. Er karikierte die Christen, die immer noch zum Arzt und in Apotheken liefen und behaupteten, daß sie glaubten. Er habe, so sagte er, vor Jahren schon seine Brille in London in die Themse geworfen. Es war nichts davon zu hören, daß wir bei Paulus zum Beispiel in Römer 8 lesen können: „Wir warten auf unseres Leibes Erlösung“ und daß unsere Leiber noch mit Krankheit und Vergänglichkeit behaftet sind und wir im Gegenwärtigen noch nicht das Endgültige haben.

Neben mir saß in der Messehalle ein Arzt, ein Internist aus Nürnberg, der das alles so positiv aufnahm, daß ich an seinem gesunden Urteil zweifelte, weil er gar nicht bemerkte, wie willkürlich hier mit Bibelworten umgegangen wurde. An dem Abend, an dem besonders die Heilungen im Mittelpunkt standen, war ein Gewoge im Saal, weil viele Heilungsuchende nach vorne strebten. Eine ältere Schwester der Gemeinde kam auf mich zu und sagte: „Glauben Sie nicht jetzt auch?“ Dabei dachte sie an mein Bein. Ich antwortete: „Dann müssen wir zuerst einige Bibelworte aus dem Neuen Testament herausnehmen. Das wollen wir doch nicht.“

In der Nacht zum Sonntag betete, las und forschte ich viel, um das Erlebte zu überdenken, weil ich im Gottesdienst eine Stellungnahme abgeben wollte. Meine Schwiegermutter warnte mich. Sie hatte Sorge, es würden mehrere Mitglieder die Gemeinde verlassen.

Ich gewann jedoch eine innere Freiheit, mit Überzeugung warnen zu können. Es wurde mir geschenkt, im Gebet diejenigen, die die Gemeinde vielleicht verlassen würden, an Gott abzugeben. Niemand ging von der Gemeinde weg.

Der Bruder, der am stärksten für Zaiß geworben hatte, wurde in der folgenden Woche so krank, daß er nicht nur einen, sondern sogar zwei Ärzte zu Rate ziehen mußte. Als ich ihn besuchte und schonend darauf hinwies, daß nach Auffassung von Zaiß dieses Kranksein ein Zeichen des Unglaubens sei, da konnte er sich jedoch mit anderen Bibelworten helfen. Ich fragte: „Was machen jetzt alle die Enttäuschten, die sich nicht mit den Worten ‚es steht wiederum geschrieben‘ helfen können?“

Gott hatte seine Hand gnädig über die Gemeinde gehalten. In der Woche vor diesen Versammlungen hatten wir uns im kleinen Kreis jeden Morgen getroffen und um Gottes Bewahren gebetet.

Wir haben verschiedentlich erlebt, daß der Herr in Krankheitsnot auf Gebet hin geholfen hat. Aber wir müssen bei allem Vertrauen zur Heilungsmacht des Herrn mit Ernst bedenken, daß Gott in seinen Entscheidungen souverän bleibt. Er läßt sich bitten, wenn wir mit unseren Sorgen und Nöten zu ihm kommen, aber wir können nicht über Gott verfügen. Im Neuen Testament lesen wir bei Jakobus: „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ Aber Gottes Gedanken sind immer noch höher als unsere Gedanken. Gott kann Dinge tun, die über all unser Bitten und Verstehen hinausgehen, weil bei ihm kein Ding unmöglich ist. Er kann die unterschiedlichsten Erfahrungen schenken. Oft erkennen wir erst beim Rückblick, wie wichtig bestimmte Wegführungen in unserem Leben waren.

## *Erstaunliche Fügungen Gottes*

Daß wir 1953 als Familie mit unseren damals drei Kindern in das neugebaute Gemeindewohnhaus auf gemeindeeigenem Grundstück einziehen konnten, war ein großer Fortschritt. Aber wie sollte ein Gemeindezentrum mit wesentlich höheren Kosten entstehen? Die Gemeinde hatte zwar inzwischen über hundert Mitglieder und einen großen Freundeskreis, aber niemand hätte den Mut gehabt, ein solches Wagnis einzugehen. Dazu kam, daß jeder sich sagen mußte: Wir haben doch den schönen Gemeindesaal ganz nahe. Er faßte bis etwa zweihundert Personen. Und doch spürten wir, daß das keine Dauerlösung bleiben durfte.

Eines Tages kam der Vermieter und erklärte, daß der Gemeindesaal unsicher geworden sei infolge einer äußerst ungünstigen Geschäftsentwicklung seiner Großhandelsfirma und daß bei einer Pleite das ganze Gebäude in andere Hände käme, also auch der Gemeindesaal.

Diese neue Situation benutzte Gott, um den Weg zu dem eigenen Gemeindezentrum zu bereiten. Wir wünschten aber sehr, daß die Entscheidung für den Bau eines eigenen Gemeindezentrums möglichst in Einmütigkeit getroffen werden könnte. Es war unmöglich, über die entgegenstehenden und schwerwiegenden Bedenken hinwegzugehen. Wir haben viel gebetet.

Eines Tages erhielt die Gemeinde eine Spende in Höhe von vierzigtausend Mark. Auch diese Summe kam von John Bolten in den USA, ein unwahrscheinlicher Betrag zur damaligen Zeit. Das war uns ein Zeichen von Gott.

Jeder wußte allerdings auch, daß damit nur ein Teil der Kosten abgedeckt werden könne. Dürfen wir mit

diesem Betrag schon anfangen? Jetzt kamen die Fragen: Wie groß soll das Gemeindezentrum werden? Soll alles unterkellert werden, damit Nebenräume entstehen? Der Architekt, den wir beauftragt hatten, meinte, daß wir mit dem vorhandenen Geld den Rohbau fertigstellen könnten. Auf meinen Vorschlag, nur so weit zu bauen, wie wir Geld hatten, kam es zu dem Beschluß, anzufangen, aber ohne einen fertigen Finanzierungsplan.

Ich habe mir damals die Freiheit genommen, an Hand der Mitgliederliste bei jedem Namen zu überlegen, was dieser oder jener vielleicht beisteuern könnten. Als ich meine Phantasieergebnisse in einer Gemeindeversammlung bekanntgab, wollten einige gerne wissen, welchen Betrag ich mir bei ihnen vorgestellt habe. Das blieb natürlich geheim, aber es kam doch ein wesentlich höherer Betrag zusammen, als ich gedacht hatte. Es war für uns auch eine merkwürdige Erfahrung, daß es bei unserm Vermieter in der Geschäftsentwicklung seiner Großhandelsfirma plötzlich wieder aufwärts ging, nachdem die Entscheidung für den Baubeginn gefallen war.

Es war damals 1954 bis 1956 unvorstellbar schwer, Geld zu leihen. Und wer wollte schon eine Bürgschaft übernehmen ohne entsprechende Sicherheit? Es war verständlich, daß einige Gemeindemitglieder Angst hatten, ich könnte zu sehr vorwärts drängen. Ein Bruder, der viel mit Finanzen zu tun hatte und dem ich besonders eng verbunden war, sagte mir eines Tages: „Wenn du so weitermachst, kommst du noch ins Gefängnis.“ Es war gewiß nicht so ernst gemeint, wie es klang. Ein anderer, der den Bauausschuß leiten sollte, sagte: „Wenn wir bauen und können nicht mehr weiter, dann schäme ich mich, weiterhin hierher zu kommen.“

Diese Bedenken und viele andere Befürchtungen wurden laut. Und ich muß gestehen: Bei aller Glaubenszuversicht, die mir Gott geschenkt hatte, beschlichen mich manchmal auch insgeheim Ängste, wie das alles bewältigt werden sollte. Von der Bundessparkasse, heute Spar- und Kreditbank, konnte keine Hilfe erwartet werden, wie das in späteren Jahren möglich war.

### *Verzögerter Anfang durch eine Bombe*

Als die Baufirma Mitte Februar 1955 mit dem Ausbaggern begonnen hatte, wurde plötzlich eine englische Fünf-Zentner-Fliegerbombe gefunden. Viele Bewohner der umliegenden Häuser mußten vorübergehend ihre Wohnungen verlassen. Ein großes Polizeiaufgebot sperrte alle Straßen im Umfeld bis zu 500 Meter ab. Es war die Frage, ob es besser sei, die Bombe an Ort und Stelle zu entschärfen. Einige beteten, wenn der Bau nicht Gottes Wille wäre, möge der Herr das doch verhindern und wenn es durch eine Bombe geschähe. Die Bombe konnte entschärft werden, und die Arbeit ging weiter.

Bei der Grundsteinlegung am 3. April 1955 nach dem Gottesdienst konnte in Anwesenheit der Presse und vieler Besucher erklärt werden: „Wir hoffen, daß wir mit dem vorhandenen Geld wenigstens den Rohbau fertigstellen können.“ Das gelang auch in kurzer Zeit. Dann aber stand der Bau tatsächlich still. Es war kein Geld mehr da. Während rings um uns her viele Gebäude hochwachsen, mußten wir uns vom Frühjahr bis Mitte Oktober 1955 in Geduld fassen. Wir wohnten direkt neben der Baustelle, auf der sich gar nichts tat. Leute aus der Nachbarschaft und an der Tankstelle

fragten mich: „Wird die Kirche nicht weitergebaut?“ Meine Antwort war meistens: „Im Augenblick fehlt uns das Geld, aber es geht schon wieder weiter.“ Das alles trieb in anhaltendes Beten und Schreien zu Gott.

Nachdem der Rohbau so viele Monate gestanden hatte, kam die Frage auf, ob wir nicht doch schon die Fenster und die Baufirma für den Verputz bestellen sollten. Ein Bruder meinte, daß der Herr vielleicht von uns das Wagnis des Glaubens erwartete. Vielleicht sollten wir im Vertrauen zum Herrn „die Füße in den Jordan setzen“. Niemand wollte dafür stimmen, aber keiner wollte auch dagegen sprechen. Man erlaubte mir, in eigener Verantwortung zu entscheiden. Der Leiter des Bauausschusses bangte, und der Kassenwart zitterte. Die ganze Situation trieb uns in vermehrtes Beten. In den Gottesdiensten wurde immer wieder auf das monatliche Bauopfer hingewiesen. Inzwischen waren die Fenster bestellt und eingesetzt worden, aber es fehlte ein wesentlicher Teil des Geldes, um sie zu bezahlen. Mit dem Chef der Fensterfirma hatte ich allerlei Glaubensgespräche geführt. Es wäre mir sehr peinlich gewesen, wenn wir diese Firma hätten vertrösten müssen. Ich habe damals mein Auto, den VW-Käfer, der mir geschenkt worden war, verkauft, damit wir diese Rechnung begleichen konnten, und dabei gehofft, daß der Herr für Ersatz sorgen wird.

An einem Montagmorgen um acht Uhr läutete ein Angestellter der Baufirma und sagte: „Um elf Uhr fahren wir die Gerüste an.“ Als meine Frau das hörte, sagte sie zu mir: „Du hast jetzt etwas angestellt. Stell dir vor, wenn all die Rechnungen kommen.“ Um elf Uhr war es so weit. Ich wollte die Leute unten begrüßen und schaute in den Briefkasten. Unter der Post war ein Scheck in Höhe von zwölftausend Mark, eine

unwahrscheinliche Ermutigung. Am Datum sahen wir, daß der Scheck an dem Tag ausgestellt worden war, an dem wir mit einem kleinen Kreis zusammen gekommen waren, um für den Fortgang des Baues sonderlich zu beten.

Trotzdem sah ich mich genötigt, dem Chef der Firma immer wieder zu sagen, daß wir alle Räume im Untergeschoß sowie den großen Jugendraum wegen der Kosten für später aussparen wollten. Zuerst sollte der große Gottesdienstraum fertig werden. Dafür hatte dieser Mann gar kein Verständnis. Er sagte immer wieder zu mir: „Wegen der Rechnungen machen Sie sich keine Sorgen, ich werde Sie nie drängen.“ Mehrmals beteuerte er mir das. Obwohl er kein Christ war, meinte er es doch ernst mit diesen Worten.

Die Verputzarbeiten gingen weiter, aber dann sagte mir dieser sehr entgegenkommende Chef: „Wie ist es mit dem Glas für die Fenster? Es wird kalt, und wir müssen Koksöfen aufstellen. Wenn Sie nicht schon bestellt haben, bekommen Sie in der ganzen Stadt vor zehn Wochen kein Glas.“ Daran hatte niemand gedacht. Was sollten wir jetzt tun? Zuerst wieder beten, immer wieder beten.

Dann fiel mir ein, daß es in Weiden in der Oberpfalz Glasfabriken gibt. Ich ließ feststellen, wieviel Glas wir brauchten und erforschte, wer der Direktor dort war. Es folgte ein offenes Telefongespräch. Mir war bewußt: Gott kann der Menschen Herzen lenken wie Wasserbäche. Ich wurde gefragt, wieviel Glas wir brauchten und mit welcher Glaserei wir arbeiteten. Da wir noch nicht festgelegt waren, empfahl er mir eine bestimmte Glaserei und sagte: „Ich Sorge dafür, daß Sie nächste Woche Ihr Glas haben.“ Als ich besagte Glaserei anrief, wollte man das nicht glauben. Aber ein Rückruf bei der Glas-

fabrik machte alles klar. Die Glaserei konnte sofort mit der Arbeit beginnen. Als ich dem Chef der Baufirma erzählte, wie ich zu meinem Glas gekommen war, war er so bewegt, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen. Ganz spontan sagte er zu mir: „Den großen Jugendraum machen wir jetzt auch, den übernehme ich auf meine Kosten.“

### *Viel Anlaß zum Danken*

So schenkte der Herr eine Hilfe und Ermutigung nach der anderen bis zur endgültigen Fertigstellung. Wenn heutzutage im Blick auf Finanzierungsfragen auch vieles einfacher geworden ist, so möchte ich diese Erfahrungen doch nicht missen und an das Bibelwort denken: „Vergiß nicht, was Gott dir Gutes getan hat.“ Es waren manchmal aufregende und doch auch wunderbare Erfahrungen der Hilfe Gottes. Allerdings sagten meine Frau und ich uns damals gelegentlich: „Wenn wir jemals in eine andere Gemeinde wechseln, dann aber in keine, wo noch kein Gemeindezentrum vorhanden ist.“

Die Einweihung dieses ersten Gemeindezentrums einer Freien evangelischen Gemeinde in Bayern erfolgte am 29. April 1956. Mit einer anschließenden Evangelisation mit Ernst Aebi aus Zürich traten wir wieder in die Öffentlichkeit, indem wir nun in eigene Räume einladen konnten. Es war außerdem ein wunderbares Zeugnis, daß dieses gemeindliche Zentrum durch die freiwilligen Gaben und Spenden von Mitgliedern und Freunden der Gemeinde vollendet werden konnte.

Gott ließ dieses Gemeindezentrum im Laufe der Jahre zu einem Ort des Segens für viele werden. Ich könn-



te so manche Personen nennen, die mitgeholfen und ihre Gaben zur Förderung der Gemeinde eingebracht haben. Gott hatte der Gemeinde immer wieder Menschen geschenkt, die in Verkündigung und Seelsorge und in der Betreuung bestimmter Arbeitsbereiche Verantwortung übernehmen konnten. So war zum Beispiel Rudolf Diezel, der jüngere Bruder meiner Frau, seit Jahren sehr aktiv in der Jugendarbeit tätig.

### *Auch unsere Kinder erlebten vieles mit*

Unsere Kinder Dorothea, Wilfried und Friedegard erlebten mehr oder weniger diese bewegten Zeiten mit. Sie kamen im Kindesalter schon zum persönlichen Glauben an Jesus und halfen bei zunehmendem Alter in Jungschar- und Jugendarbeit mit. Für die Kinder war es gut, daß wir so nah beim Gemeindehaus wohnten. Sie haben verschiedentlich miterlebt, wie Gott helfen und Gebete erhören kann; auch hinsichtlich ganz irdischer Bedürfnisse.

Nach meiner Knieoperation 1952 und dem langen Krankenhausaufenthalt war ich noch sehr behindert, so daß wir um ein Auto beteten. Ein Auto besitzen, war damals etwas Außergewöhnliches. Trotzdem geschah es 1953, daß ich ein gut erhaltenes gebrauchtes Auto geschenkt bekam. Der Mann, der es mir schenkte, war zu dem Zeitpunkt noch kein Christ, doch Gott mußte ihm meine Situation ohne Auto deutlich gemacht haben. Wir hatten gelegentlich über den Glauben miteinander gesprochen. Als ich meinem Schwager Rudolf Diezel den Brief dieses Herrn zeigte, sagte er ganz spontan: „Es geschehen doch noch Zeichen und Wunder.“ Er fuhr mit mir in die Nähe von Frankfurt, um das Auto

abzuholen. Nach einer entsprechenden Veränderung des Fahrersitzes konnte ich darin den Führerschein machen. Wir dankten Gott für seine wunderbare Hilfe und Fürsorge.

Jahre später sagte mein orthopädischer Arzt zu mir: „Ich mache mir Sorge wegen Ihres Autofahrens. Sie bedienen mit dem Fuß Ihres versteiften Knies Gas und Bremse. Wenn eine Notbremsung nötig ist, kann Ihr Knie, das noch so stark geschwächt ist, durchbrechen. Es gibt jetzt bei Opel Autos mit einer Halbautomatik. Das wäre für Sie das richtige.“ Das hörte sich großartig an. Aber wie sollte das überhaupt zu realisieren sein, allein schon aus Kostengründen?

Zwei Tage später wurde ich von dem oben erwähnten Fabrikanten angerufen und sofort auf die Möglichkeit angesprochen, daß es jetzt ein Auto mit Halbautomatik bei Opel gäbe. Er habe sich Gedanken darüber gemacht, daß das doch für mich wegen meines Beines besser wäre. Als ich ihm berichtete, was der Arzt mir vor einigen Tagen gesagt hatte, merkte ich, daß mein Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung vor innerer Bewegung schluchzte. Dann sagte er: „Nehmen Sie mal Papier und schreiben Sie auf, was Sie mitbestellen sollten.“ Er fügte noch hinzu, daß es am besten wäre, das jetzige Auto, den VW-Käfer, den ich zwischenzeitlich als Ersatz erhalten hatte, in Zahlung zu geben. Was dann noch fehlte, würde er bezahlen. Ich war so überrascht und bewegt, daß ich nur ein Dankeschön sagen konnte für soviel Anteilnahme und Bereitschaft.

Meine Frau, die Kinder und Oma Diezel hatten schon mit dem Abendessen auf mich gewartet. „Was meint ihr, wer am Telefon war?“ fragte ich. Als ich dann von dem Telefonat erzählte, war meine Frau sehr

betroffen, und die Kinder riefen immer wieder: „Ja, Vati, das mußt du annehmen!“ Ich selbst konnte die folgende Nacht kaum schlafen und verspürte Hemmungen. Dann tat ich etwas, was ich anderen nie so empfehlen würde: Ich habe gebetet und dann blind meine Finger auf Verse des aufgeschlagenen Losungsbüchleins gelegt. Vor mir sah ich das Losungswort aus Psalm 34, 11: „Aber die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgendeinem Gut.“ Als zweites Wort aus Matthäus 16, 9 las ich: „Vernehmet ihr noch nichts? Gedenket ihr nicht an die fünf Brote unter die Fünftausend und wie viele Körbe ihr da aufhobt?“

Diese Worte sprachen mich so an, daß alle meine Hemmungen verschwunden waren. Ich zeigte meiner Frau diese Worte und sagte: „Jetzt wird nicht mehr gezögert, wir erledigen die Sache mit dem Auto sofort.“ Wir freuten uns über die wunderbare Güte und Vorsehung Gottes, der sich so gnädig zu uns herabgeneigt hatte.

### *Möglichkeiten und Erfahrungen im neuen Gemeindehaus*

Daß Ende April 1956 das neue Gemeindehaus eingeweiht werden konnte, war für Glieder und Freunde der Gemeinde eine große Glaubensstärkung. Viele hatten gebetet, geopfert und praktisch mitgeholfen. Der Herr schenkte der Gemeinde ein langsames, aber stetiges Wachstum durch all die Jahre hindurch. In fast allen Evangelisationen kamen Menschen zum Glauben. Die meisten aber gelangten unter dem fortgesetzten treuen Hören des Wortes zu einer persönlichen Glaubensentscheidung.

So haben wir es immer wieder bei jüngeren und älteren Menschen erleben können. Gelegentlich war es wichtig, Besucher auch einmal ganz persönlich zu fragen: „Haben Sie schon gefunden, oder sind Sie noch am Suchen?“ Oft war dann die Antwort: „Ich bin noch am Suchen.“ Wenn dann ein Gesprächstermin vereinbart werden konnte, geschah es, daß diejenigen, die durch Gottes Wirken vorbereitet worden waren, auch bald ihr Leben in seine Hände legten. Wir konnten beobachten, daß dadurch etwas ganz Neues in ihr Leben kam. Natürlich darf man nicht übersehen, daß jede echte Bekehrung ein Wunder der Gnade Gottes ist. Noch größer ist vielleicht das Wunder, wenn einer auf dem neuen Weg bewahrt bleibt und zu einer lebendigen Mitarbeit in der Gemeinde heranreift. Es entstanden im Laufe der Jahre auch Außenstationen und Bibelkreise in Altdorf, Erlangen, Heroldsberg und Katzwang.

### *Billy Graham in Nürnberg*

Wir hatten seit Jahren schon viel über die Arbeit von Billy Graham gehört. In verschiedenen Städten Deutschlands hatte er bisher jeweils nur eine Versammlung abgehalten. Am 26. Juni 1955 kam er nach Nürnberg und sprach auf dem Zeppelfeld von dem Platz aus, wo vorher Adolf Hitler an den großen Parteitag seine Reden gehalten hatte. Fünfundsechzigtausend Menschen waren gekommen, um Billy Graham zu hören.

Für die Gemeinden in Nürnberg und Umgebung war es eine Zeit besonderen Segens. Die Gemeinden wünschten sich, daß einmal eine mehrtägige Evangelisation mit Billy Graham durchgeführt werden könnte.

Das wurde einige Jahre später, 1963, möglich. Neben der Mitarbeit zahlreicher Gemeinden arbeiteten auch viele einzelne Gemeindeglieder als Seelsorgehelfer mit. Die Gemeinde konnte für die Vor- und Nacharbeit dieser Großevangelisation ihre Räume zur Verfügung stellen. Durch diese und viele andere Aktionen wuchs in der Gemeinde das Bewußtsein für missionarische Verantwortung im Bereich der Stadt und der weiteren Umgebung. Wir erlebten, wie der Herr sein Wort wahr machte: „Ich will bauen meine Gemeinde.“

### *Die Gegner rührten sich*

Bald nach der ersten großen Veranstaltung mit Billy Graham in Nürnberg 1955 luden die Freidenker (Bund für Geistesfreiheit) zu einer Gegenveranstaltung in die Humboldtsäle ein, wo ein aus der katholischen Kirche ausgetretener Religionsphilosoph sprechen sollte. Wir wurden vom Amt für Gemeindedienst angerufen und gebeten, mit geeigneten Leuten zu dieser Veranstaltung zu kommen. Die Räume waren überfüllt. Der Redner griff vor allem die Aussage Billy Grahams an, daß jeder Mensch ohne Jesus Christus verloren sei. Dann kam er auf viele negative Erscheinungen des Christentums mit seinen vielen schrecklichen Auswirkungen im Laufe der Jahrhunderte zu sprechen. Ohne das Christentum hätte es keine Kreuzzüge gegeben, keine Hexenverbrennungen und Scheiterhaufen. Ohne das Christentum hätte es auch keinen Dreißigjährigen Krieg gegeben und vieles andere mehr.

Wer in der anschließenden Diskussion zum Thema sprechen wollte, hatte Gelegenheit, in der Pause auf einem Zettel seinen Namen nach vorne zu geben. Es be-

gann eine bewegte Diskussion, die sich bis Mitternacht hinzog und an der sich recht merkwürdige Leute beteiligten. Bei einem rief die Menge: „Mensch, halt dein Maul! Von welcher Sekte bist du denn?“ Oder ein anderer führte ein Zitat an, das von Schiller stammen sollte. Wieder riefen mehrere: „Das ist nicht von Schiller, sondern von Heinrich Heine.“

Ich freute mich, auch Christen aus anderen Gemeinden zu sehen, unter ihnen Pfarrer Kurt Heimbucher. Als ein Prediger einer landeskirchlichen Gemeinschaft nach vorne ging und sprach, klatschten viele Christen, wodurch eine gespannte Atmosphäre entstand. Als er mit sehr energischer Stimme den Satz ausrief: „Ohne das Christentum wäre die Welt bereits vermodert“, klatschten viele Christen, und die Freidenker sprangen auf Stühle und Bänke. Der Leiter der Versammlung mahnte: „Wir haben die besonnene Bevölkerung Nürnbergs eingeladen, nicht die unbesonnene.“

Kurt Heimbucher hatte sich auch zur Diskussion gemeldet. Er sprach zeugnishaft und brachte vom Glauben her sehr engagiert die entsprechenden Argumente zur Geltung. Aber es war auch für ihn nicht leicht, in dieser Situation die innere Erregung zu verbergen. Viele andere schlossen sich mit Pro- und Kontrabeiträgen an. Ich wollte mich ursprünglich gar nicht an der Diskussion beteiligen, hatte aber dann doch meinen Namen vorne abgegeben. Schließlich wurde ich als Letzter aufgerufen. Das war auch gut so, denn ich konnte von den vielen lernen, die vor mir gesprochen hatten, und war inzwischen ganz ruhig und gelassen geworden.

Auf meine ersten Worte, daß nach meinem Eindruck sehr viele Gläubige im Saal sein müßten, klatschte die Menge, auch die Freidenker klatschten. Es war mir wichtig, darauf hinzuweisen, daß auch die Freidenker

nicht ohne Glauben leben könnten. Als ich hinzufügte: „Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die gesamte Führerschaft der Freidenker aus der katholischen Kirche kommen muß“, umgab mich eisiges Schweigen auf dem Podium. Weiter sagte ich, daß das Christentum, das in dem Vortrag präsentiert wurde, nur von einem katholischen Hintergrund her zu erklären wäre. Alles, was hier als Folge des Christentums gebrandmarkt werde, sei nicht Folge des Christentums, sondern Folge des Abfalls vom wahren biblischen Glauben.

Bezüglich des Zitats von Heinrich Heine konnte ich abschließend zum Leitungsgremium der Freidenker hingewandt fragen: „Wissen Sie, daß Heinrich Heine zu guter Letzt noch zum Glauben zurückgekehrt ist? Und wissen Sie, daß er geschrieben hat: Wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in der Bibel wiederfinden!“

Hinterher gab es auf Wunsch der Freidenker noch einige Begegnungen. Einer ihrer Hauptredner sagte in unserer Wohnung in Anwesenheit seiner Frau, die mitgekommen war: „Es ist tatsächlich so, daß wir alle aus der katholischen Kirche kommen. Wir waren betroffen, als Sie das sagten.“ Er fügte hinzu: „Es ist merkwürdig, die meisten unserer Leute wollen, wenn es zum Sterben geht, noch einen Pfarrer haben.“

Bei diesen Begegnungen ist uns die ganze Trostlosigkeit eines Lebens ohne Gott und ohne Ewigkeitshoffnung zum Bewußtsein gekommen. Das haben wir auch später bei Begegnungen mit diesen Leuten in München erlebt.

## *Menschen finden zur Gotteskindschaft*

Ich freute mich immer sehr, wenn dem Glauben völlig fernstehende Menschen durch die Predigten Billy Grahams Interesse am Glauben fanden und zu Christen wurden. Manchmal mußte ich beobachten, wie langjährige Gemeindeglieder sich schwertaten, suchenden Gottesdienstbesuchern, die in einer ungewohnten Aufmachung zu unseren Veranstaltungen erschienen, Verständnis entgegenzubringen. Und gerade diese Leute sollten in den Evangelisationen mit Billy Graham erreicht werden. So geschah es dann auch in Nürnberg.

Eine bekannte Konzertpianistin, die nach ihrer Bekehrung unerschrocken von ihrem neuen Glauben an Jesus Christus sprach, war ein besonderes Original der erneuernden Gnade Gottes. Sie textete und komponierte als erstes sofort das Lied: „Lang ging ich in der Irre...“, das auch über den Evangeliums-Rundfunk ausgestrahlt wurde. Leider wurde sie nach schwerer Krankheit vom Herrn einige Jahre später heimgelufen. Bei ihrer Beerdigung konnte ich vor der großen Trauerversammlung bezeugen, woran die Verstorbene glaubte und auf wen sie ihre Hoffnung setzte.

Ich konnte beobachten, wie Gott in der Gemeinde wirkte und die unterschiedlichsten Menschen zusammenfügte, aber auch, wie vieles im Reich Gottes sich nach dem Gesetz von Saat und Ernte vollzieht.

Es wirkt sich in einer Gemeinde aus, wie sich die einzelnen verhalten, ob geglaubt oder nicht geglaubt, ob geopfert oder nicht geopfert, ob nur konsumiert oder auch mitgearbeitet wird und auch ob man Kontakte zu dem Glauben fernstehenden Leuten pflegt, mit dem Ziel, sie für Christus zu gewinnen. Wenn Gott einer Gemeinde in diesem Sinne viele treue Menschen



schenkt, die beispielhaft vorangehen und andere ermutigen, so ist das ein besonderer Segen.

### *Erstmalig mit der Zeltmission in die Öffentlichkeit*

Bei einer Zeltmission 1965 mit Ernst Wilhelm Erdlenbruch als Evangelist unter Mitarbeit von Seminaristen und Dozenten des Theologischen Seminars Ewersbach trat die Gemeinde mit großer Werbung an die Öffentlichkeit unter dem Slogan: „Ohne Gott ist alles sinnlos.“ Neben der Einladungsaktion der Gemeindeglieder und der Seminaristen versuchten wir in verschiedenen Wohnblocks eine Befragung durchzuführen. Wir merkten, daß sich bei diesen Besuchen eine unschätzbare Möglichkeit bot, mit den Menschen unserer Stadt in Kontakt zu treten. Wenn auch das Von-Haus-zu-Haus-Gehen eine Überwindung erforderte, so brachte es uns doch direkt mit dem Denken des einzelnen in Berührung. Unsere vier Fragen waren:

1. Welcher Kirche gehören Sie an, falls Sie einer angehören?
2. Glauben Sie an einen persönlichen Gott?
3. Haben Sie eine Bibel? Und eventuelle Zusatzfrage: Lesen Sie darin?
4. Wer ist nach Ihrer Meinung Jesus Christus? Mit eventueller Zusatzfrage: Was bedeutet er für Sie?

Es war unwahrscheinlich, wie bereitwillig die Menschen auf die Fragen eingingen. Nur bei der letzten Frage erlebten wir manchmal große Betroffenheit und Hilflosigkeit. Oft habe ich hinterher gedacht, daß diese Methode ein guter Weg für missionarische Arbeit sein könnte.

## *Errettet von der Obrigkeit der Finsternis*

Während und nach der Zeltmission erfuhren wir sehr eindrucksvoll, welche Wirkung das große vierfarbige Plakat mit dem Slogan „Ohne Gott ist alles sinnlos“ auf fernstehende Menschen gehabt hatte. Am Telefon meldete sich eine Frau und sagte nach einigen Worten: „Ich bin da droben schon über zwanzig Jahre abgeschrieben.“ Ich antwortete: „Bei Gott ist niemand abgeschrieben, der nach ihm Verlangen hat.“ Wir vereinbarten ein Gespräch, und es zeigte sich, daß diese vitale und hochintelligente Frau tief in die Welt des Aberglaubens und des Okkultismus verstrickt war. Sie gehörte zu spiritistischen Zirkeln und stand mit ehemaligen SS-Ärzten in Verbindung, deren Kontakte bis nach Argentinien reichten. Das Plakat hatte diese Gruppe sehr zum Widerspruch erregt.

Als diese Frau sich im Beisein einiger Christen von der Gruppe und allen finsternen Praktiken lossagen und ihr Leben Jesus übergeben wollte, begann sie vor Angst zu zittern. Ihre Arme waren plötzlich wie blutunterlaufen. Sie hatte Angst, die Geister würden sie umbringen, das sei schon oft geschehen. Mit Bangen erwartete sie ihre Gruppe von einem spiritistischen Kongreß im Ausland zurück. Sie hatte Sorge, die anderen Geister könnten stärker sein als Jesus.

Einige Christen kämpften im Gebet mit, und es geschah, daß diese Gruppe auf der Rückfahrt verunglückte und ins Krankenhaus mußte. Das war für sie eine Atempause und ein Zeichen, daß die Macht Jesu größer ist als alle Satansmacht. Aber dann begann ein schwerer Kampf mit der Drohung, man werde sie mit magischer Fernwirkung bearbeiten, wenn sie nicht zurückkäme. Es passierten grausige Versuche, sie wieder

zurückzuholen. Für uns und einige andere Christen war es eine Herausforderung zu vermehrtem und ernsterem Beten, daß der Herr seine Macht gegen alle Macht der Finsternis aufbieten möge.

Wir erlebten, daß der Herr für besondere Frontsituationen außergewöhnliche Zurüstung und Einsichten schenken kann. Zum anderen erfuhren wir auch, wie wahr die Worte Martin Luthers über den Teufel sind: „Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist.“ Man wollte sie in den Selbstmord treiben, aber gerade die, die dafür besonders angesetzt worden waren, gingen schließlich in den Selbstmord. Es war ein langer Kampf, in dem der Herr immer wieder Sieg schenkte. Nach einer schweren Krankheit starb diese Frau in der Gewißheit, bei Gott sein zu dürfen. An ihrem Grab konnte ich von ihrem Glauben berichten, der ihrem Leben einen neuen Inhalt und eine neue Richtung gegeben hatte.

Nie zuvor hatte ich eine solche Vorstellung von der verführerischen Macht des Satans und dessen listigen Methoden, mit denen er so viele Menschen verzaubert. Das alles bestätigt, was wir an vielen Stellen der Bibel lesen. Mir wurde für alle weitere Arbeit im Gemeindedienst deutlich, welche Bedeutung das Gebet hat und daß wir den großen Gegenspieler Gottes nicht unterschätzen dürfen. Nur in der Waffenrüstung Gottes sind wir in der Lage, seinen Sieg zu erleben.

### *Wie München ins Blickfeld kam*

Bisher gab es in Bayern nur in Nürnberg eine Freie evangelische Gemeinde. Gott hatte der Gemeinde einen großen Bekanntheitsgrad in der Öffentlichkeit ge-

schenkt. Es waren viele Kontakte zu Männern aus dem Bereich der Landeskirchen entstanden, von denen einige von Zeit zu Zeit in der Gemeinde predigten. Wir betrachteten es als eine wichtige Ergänzung und Bereicherung, wenn zum Beispiel der alte und seelsorgerlich erfahrene Kirchenrat Hermann Galsterer über das Thema „Glaube und Anfechtung“ sprach oder wenn uns der wohlgesonnene Kirchenrat Wilhelm Geyer besuchte, der damals Vorsitzender der Evangelischen Allianz war und großes Verständnis für die biblische Begründung unseres gemeindlichen Weges hatte.

Trotzdem konnte es nicht ausbleiben, daß bei einigen Vertretern der Landeskirche auch Mißverständnisse und Konkurrenzgefühle entstanden, wenn wir stärker die Öffentlichkeit suchten und sich Menschen der Gemeinde anschlossen, die aus dem Raum der Landeskirche kamen.

### *Beweggründe und Ziele*

Solche Mißverständnisse konnten meist in einem offenen Gespräch ausgeräumt werden, wenn deutlich wurde, daß es nicht um die zahlenmäßige Mehrung einer Gruppe ging, sondern um die Mehrung der Gemeinde Jesu. Ich bin bis heute zutiefst davon überzeugt, daß wir in dem Maß mit dem Segen Gottes für die eigene Gemeinde rechnen dürfen, wie wir von Herzen Gottes Segen und Wachstum auch den anderen wünschen.

Diese Grundeinstellung sollte uns bei der Frage eines Anfangs in München bestimmen. Im Blick auf diesen Versuch hatte ich den Wunsch, daß wir doch diejenigen Menschen erreichen sollten, die nirgendwo ein geistliches Zuhause hatten. Immer wieder geschah es, daß

Gemeindeglieder aus Freien evangelischen Gemeinden nach München versetzt wurden oder junge Leute zum Studium nach München gingen. So entstand die Frage, warum es in der bayerischen Hauptstadt keine Freie evangelische Gemeinde gab. Gewiß fehlte es in München nicht an Kirchen. Es waren auch andere Evangelische Freikirchen vertreten und verschiedene Kreise der Evangelischen Allianz. Eine erste Untersuchung der geistlichen Situation in München ergab, daß alle schon existierenden christlichen Kreise verhältnismäßig selten dem Evangelium fernstehende Menschen erreichten.

Aus meiner Heimat und mehrfachen evangelistischen Erfahrungen wußte ich, daß selbst in kleineren Orten verschiedene Gemeinden und christliche Gruppen im Segen nebeneinander arbeiten können, wenn sie sich im Geiste evangelischer Allianz ergänzen. Warum sollte das nicht auch in München möglich sein? Aber dieses Denken lag den meisten bestehenden Gruppen damals noch sehr fern. Einige dachten, wenn sie selbst schon da seien, wäre eine andere Gruppe nicht mehr nötig. Aber es hatte sich gezeigt, daß jede Gemeinde wieder andere Zielgruppen erreichte.

Ein Erlebnis im D-Zug gab den letzten Anstoß zu einem konkreten Versuch in München. Ein Mitglied der Nürnberger Gemeinde sah, daß die Zugsekretärin in ihrem Schreibabteil eine Bibel liegen hatte. Auf die Frage, ob sie das glaube, was in diesem Buch stehe, kam die Antwort: „Nein, das kann ich nicht alles glauben.“ Aus dem weiteren Gespräch ergab sich, daß die Sekretärin Katholikin war, aber die Verbindung zu ihrer Kirche verloren hatte. Doch die Frage nach dem Sinn des Lebens war nicht zur Ruhe gekommen. Es kam zu einigen Begegnungen in Nürnberg und zu Gesprächen über den Glauben, bei denen wir weiterhelfen

konnten. Das Buch von Professor Hallesby „Wie ich Christ wurde“ führte zu innerer Klarheit und Gewißheit.

Nachdem die Zugsekretärin zum lebendigen Glauben an Jesus Christus gekommen war, wollte sie gerne mit-helfen, wenn wir in München mit einer Gemeindearbeit beginnen würden. In der Studentenmission, die ich ihr empfohlen hatte, konnte sie nicht heimisch werden. Es wurde ihrer Meinung nach zuviel über Glaubensfragen diskutiert, ohne daß verbindlich gesagt wurde, was nun richtig sei. Das konnte einen Menschen nicht befriedigen, der aus einer katholischen Kirche kam, in der eine feste Lehrautorität entscheidet.

### *Ein mühsamer Anfang*

Wir bereiteten zusammen mit der Zugsekretärin eine erste Versammlung in München vor. Sie sollte im Konferenzsaal des Münchener Hauptbahnhofs gegenüber von Gleis 11 stattfinden. Die Miete von DM 100,- hatte sie bereits bezahlt. Die Münchener Leser der christlichen Wochenzeitschrift „Der Gärtner“, deren Adressen wir im Verlag in Witten erfragt hatten, wurden eingeladen.

Es stellte sich aber heraus, daß sie bereits anderen Gemeinden angehörten, obwohl sie aus Freien evangelischen Gemeinden gekommen waren. Aber diese Leute hatten keine Neigung, bei einem so unsicheren Unternehmen mitzumachen. Die erste Versammlung war Ende 1963. Wenn bei weiteren Versammlungen 12-15 Besucher kamen, waren es viele. Einmal waren nur drei Männer anwesend, nicht ermutigend bei der weiten

Fahrt von Nürnberg nach München, aber zwei von ihnen wurden später Mitglieder der Gemeinde.

### *Drei entscheidende Vortragsabende*

Im Frühjahr 1964 fragte ich mich, wie es weitergehen sollte. Mir wurde klar, daß ein größerer evangelistischer Vorstoß gewagt werden müßte. Dann könne der Herr deutlich machen, ob er eine offene Türe in München geben wolle oder nicht. Für einen solchen Einsatz müßte allerdings auch entsprechend geworben werden. Wir brauchten gute Plakate, Handzettel und Zeitungsanzeigen, dazu einen größeren Saal. Das alles würde viel Geld kosten.

Es gab viele offene Fragen: Würden überhaupt Menschen kommen? Es fehlte ein tragender Kreis. — Wer könnte einladen? Wäre dies unter dem Namen Freie evangelische Gemeinde möglich? Würden Außenstehende dadurch nicht verwirrt und gleich an Sekte denken? Institutionen wirken auch nicht gerade anziehend. — Aber kann ich unter meinem eigenen Namen einladen?

Ich empfand das ganze Unternehmen als Wagnis. Die einzige Ermutigung war die Gewißheit, daß Gott auch fernstehende Menschen innerlich bewegen und unter sein Wort bringen kann. Nach reiflichem Abwägen entschloß ich mich, unter meinem eigenen Namen einzuladen. Die bestehenden Kreise der Evangelischen Allianz hatte ich entsprechend unterrichtet. Um bei der Werbung in etwa identifizierbar zu sein, nahm ich Bezug auf Sendungen des Evangeliums-Rundfunks und Sendungen der Evangelischen Freikirchen im Bayerischen Rundfunk, bei denen mein Name als Pastor des öfteren genannt worden war.

Diese drei Vortragsabende wurden im großen Vortragssaal 2 des Deutschen Museums, einem Raum mit 330 Sitzplätzen, vom 20. — 22. November 1964 durchgeführt. Die Veranstaltung war mit hohen Kosten verbunden, und ich wußte damals noch nicht, wie das alles bezahlt werden sollte. Auch einige Mitglieder der Bundesleitung unserer Gemeinden hatten Bedenken und empfanden das geplante Unternehmen als fragwürdig. Das war auch verständlich, weil die Bedeutung missionarischer Arbeit in Großstädten noch nicht in dem Maße erkannt worden war, wie das heute der Fall ist und wie wir es an den Beispielen der Apostelgeschichte vor uns sehen. Um finanzielle Unterstützung wollte ich nicht bitten.

Im Blick auf die ersten drei Evangelisationsabende sagte ich mir: „Die Werbung muß gut sein, damit die Sache bekannt wird. Dann erst können wir beten, daß der Herr auch die Leute schickt.“ Unter dem Leitwort „Ohne Gott ist alles sinnlos“ wurden vierhundert grafisch gut gestaltete mehrfarbige Plakate in der Größe DIN-A1 angeschlagen. Dazu kamen 3000 Handzettel und mehrere große Zeitungsanzeigen. Von den großen Plakaten hatte ich gleich zweitausend drucken lassen, um für spätere Aktionen genügend zu haben.

Eine unerwartete Schwierigkeit ergab sich dadurch, daß die Deutsche Städtereklame in München keinen Platz auf ihren Plakatflächen frei hatte. Freies Ankleben war nicht erlaubt. Ich sagte meinem Gesprächspartner am Telefon: „Bitte, überlegen Sie noch einmal. Ich rufe in einer halben Stunde wieder an. Ich brauche unbedingt Platz für 400 Plakate DIN-A1.“

Was nun? In dieser halben Stunde betete ich, doch es zeigte sich auch nach einer halben Stunde keine Möglichkeit.



Am nächsten Tag rief ich wieder in München an und erkundigte mich, ob es nicht bisweilen vorkomme, daß jemand von seinem Belegungsvertrag zurücktritt. Die Antwort lautete: „Undenkbar! Warum sollte jemand zurücktreten? München ist eine plakatierfreudige Stadt.“

Ich wußte nicht, was mit unseren Plakaten werden sollte. In Nürnberg hatte ich in dieser Hinsicht nie Schwierigkeiten gehabt. Wollte Satan vielleicht verhindern, daß die 400 Plakate mit dem Slogan: „Ohne Gott ist alles sinnlos“ angeschlagen wurden?

Reimar Nägelen, damals mein Mitarbeiter in Nürnberg und ehemaliger Anstreicher, und ich überlegten hin und her. Schließlich kamen wir zu dem Entschluß, die 400 Plakate an geeigneten Stellen in München anzukleben und eine Ordnungsstrafe in Kauf zu nehmen. Als wir mit Kleister und Plakaten abfuhren, rief meine Frau uns nach: „Vergeßt nicht, alle Stellen aufzuschreiben, denn ihr müßt die Plakate hinterher wieder entfernen!“ Ein unmöglicher Gedanke!

In München rief ich zuerst die Deutsche Städtereklamme an. Wie überrascht und glücklich waren wir, als man uns sagte: „Ach, Sie sind doch der Herr aus Nürnberg mit den Plakaten DIN-A1. „Stellen Sie sich vor, es ist Platz geworden.“ Das war eine deutliche Hilfe des Herrn.

Bei der Städtereklamme war die erste Bemerkung: „Die Plakate kann man nicht übersehen!“ Dann wurde uns eröffnet, daß die Plakate nur angeschlagen werden könnten, wenn vorher bezahlt würde. Damit hatte ich nicht gerechnet. Es war ja noch so vieles zu bezahlen: Grafiker, Drucker, Zeitungsanzeigen, Saalmiete. Woher sollen wir jetzt das Geld nehmen? Es mußte auch schnell bezahlt werden, denn die Plakate sollten minde-

stens zehn Tage vor Beginn der drei Evangelisationsabende angeschlagen sein.

Am Abend desselben Tages hatten wir eine Versammlung in Kochel am See. Wir waren dort bei Familie Kahl, und ich hatte dort einen Raum für mich allein, um vor der Abendversammlung noch etwas Stille zu haben. Immer wieder ging mir die Sache mit den Plakaten und dem Geld für die Städtereklame durch den Sinn.

Ich nahm ein Büchlein aus dem Regal. Als ich es aufschlug, fiel mein Blick auf einen Spruch, der sich mir tief einprägte: „Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und opfere ihn!“

„Ein merkwürdiges Wort“, dachte ich im ersten Augenblick. Doch dann wußte ich blitzartig, was dieses Wort mir zu sagen hatte. Seit Jahren führten wir ein „Autokonto“. Wir waren uns einig geworden, daß dieses Konto nicht für andere Dinge angezapft werden durfte. Was sollte sonst bei einer plötzlichen Reparatur werden? Es reichte nicht für alle Kosten, aber für die Städtereklame. Ich wußte, was Gott erwartete, und schickte telegraphisch das Geld für den Plakatanschlag nach München. Zehn Tage vor Beginn hingen alle Plakate.

In Erwartung dieser Vortragsabende standen wir unter einer großen inneren Spannung, die uns vermehrt ins Gebet trieb. Wir erlebten aber auch Gottes wunderbare Hilfe. Am ersten Abend kamen etwa sechzig Besucher, am zweiten neunzig, und am dritten Abend dürften es hundertzwanzig gewesen sein. Zu Beginn sagte ich etwas über meine Person und meinen gemeindlichen Hintergrund und was wir wollten. Ich empfahl denen, die eine feste geistliche Heimat hatten, ihr auch in Zukunft treu zu bleiben. Wer aber gerne zu

solchen Vortragsabenden eingeladen werden wollte, die leider nicht regelmäßig stattfinden könnten, möchte doch die ausliegenden Adressenkarten ausfüllen. Wir erhielten zweiunddreißig Anschriften.

Das war uns ein Zeichen, mit monatlichen Vorträgen fortzufahren. Hinterher erfuhren wir, daß Menschen bei diesen drei Abenden von den Predigten so beeindruckt worden waren, daß sie bereits eine Entscheidung für Jesus Christus getroffen hatten. Unter diesen war auch Frau Erika Meier, die sich mit ihren Gaben in den folgenden Jahren sehr für die Entwicklung der Gemeinde eingesetzt hatte. Durch Plakate wurde sie auf diese Vorträge aufmerksam. Bis zu einer schweren Erkrankung leitete sie als Opernsängerin ein staatlich subventioniertes Theater. Zum zweiten Vortragsabend hatte sie sofort ihre Freundin vom Theater eingeladen, die ebenso bei dieser ersten Veranstaltungsreihe zum Glauben kam.

Als ich nach dem letzten Vortragsabend im Deutschen Museum erst sehr spät in der Nacht in Nürnberg ankam, war meine Frau schon in Sorge. Sie freute sich mit mir, daß Gott neue Menschen in seine Nachfolge gerufen hatte, aber wir waren doch noch sehr durch die nicht bezahlten Rechnungen beunruhigt. Am nächsten Tag brachte die Post eine Karte von Pastor Paul Immanuel Schäffer: „Ich soll dir von einem Bruder der Gemeinde mitteilen, daß er für alle Kosten aufkommen will, die in München entstanden sind.“ Mein erster Gedanke war: „Der hat keine Ahnung, was das gekostet hat.“ Ich erfuhr dann seine Antwort: „Jawohl, in jeder Höhe!“ Das war eine große Ermutigung weiterzumachen.

## *Der zweite größere Einsatz*

Eine zweite Drei-Tage-Evangelisation im März 1965 stand wieder unter dem Leitwort „Ohne Gott ist alles sinnlos“. In dem zurückliegenden Winterhalbjahr führten wir in der Gemeinde Nürnberg jeden Freitag für drei Stunden ein Abendbibelseminar durch, bei dem verschiedene Referenten mitwirkten. Der Kirchenhistoriker Professor Dr. Beyreuther aus München hatte wöchentlich eine Stunde übernommen. Als er von dem Einsatz im Deutschen Museum erfuhr, bemerkte er, ob der Saal des CVJM in der Landwehrstraße nicht geeigneter wäre als der Vortragssaal im Deutschen Museum, wo sich so viele weltanschauliche und religiöse Gruppen trafen.

Es hatte mich schon oft wehmütig berührt, wenn ich im Deutschen Museum sah, wie sich die Menschen bei den Zeugen Jehovas, der Christlichen Wissenschaft, den Buddhisten und anderen Gruppierungen versammelten. Im Gottesdienst am Sonntagmorgen ließ ich die Gemeinde in Nürnberg Anteil an diesen Gedanken nehmen, die Professor Dr. Beyreuther geäußert hatte, und erinnerte an die Lage, in der sich einst Paulus befand, als er den Saal des Tyrannus in Ephesus benutzte. Ich rief für die letzte Abendversammlung dieser dreitägigen Evangelisation in München zu besonderer Fürbitte auf, die unter dem speziellen Thema stand: „Termine Gottes in unserem Leben.“

Ich hatte nicht vergeblich um Fürbitte gebeten. An jenem Abend stand ich wie selten einmal unter dem Eindruck der Gegenwart Gottes und des Wirkens seines Geistes. Mehr als zwanzig Personen blieben nach der Versammlung zum Gespräch zurück. Die Zeit reichte nicht aus, um mit allen persönlich zu sprechen.

Spätestens um 22 Uhr mußten wir die Räume frei machen. Nach den Abendveranstaltungen wurde oft noch das Auto zur Sakristei, weil entsprechende Räume fehlten. Jedesmal erhielten wir wieder neue Anschriften, die bei weiteren Einladungen verwendet werden konnten. Damals wurde mir sehr eindrücklich bewußt, welch hohen Stellenwert das gezielte Beten bei evangelistischen Aktionen hat.

Ein Rentner aus der Gemeinde Nürnberg, der über das Hören des Evangeliums-Rundfunks zum Glauben gekommen war und in München beim Verteilen von Handzetteln mitgeholfen hatte, meinte, ich müsse zweimal im Monat im Deutschen Museum sprechen. Er wolle das durch das Sammeln vieler tausend Flaschen bezahlen. Er hatte so schon Spenden an mehrere Missionswerke überweisen können. Unvergeßlich sind mir die hohen Flaschenberge in seinem Schrebergarten. Er wollte mithelfen, das Evangelium auszubreiten.

### *Was stand im Mittelpunkt der Predigt?*

Angesichts des vielseitigen religiösen und weltanschaulichen Angebotes im Deutschen Museum und der verwirrenden Lehren, die den suchenden Menschen angeboten wurden, lag es nahe, die Irrtümer der anderen Gruppen anzugreifen. Das mag auch in bestimmten Situationen richtig sein. Aber ich empfand, daß das hier nicht der richtige Weg sein konnte. Nicht gegen die Irrtümer wollte ich reden, sondern mich für die Verbreitung der Wahrheit des Evangeliums einsetzen. Der aufrichtig Suchende, so dachte ich, bekommt ein Gespür für das, was echt ist. Sagt doch der Herr Jesus: „Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.“

So entschloß ich mich, ohne jede Polemik Jesus Christus zu verkündigen und das für uns geschehene Werk der Erlösung in den Mittelpunkt zu stellen. Ich zitierte Aussagen des Paulus, des Petrus und wiederholte, was Jesus selbst gesagt hatte. Ehrliche und aufmerksame Zuhörer mußten sich sagen: „Wenn das alles so geschrieben steht, dann kann etwas anderes nicht wahr sein.“

Es war mir klargeworden: Wenn ich in meiner Verkündigung auf irgendeinem „Anti“ aufbaute, dann gingen vielleicht unnötigerweise Jalousien herab, und das Zuhören war blockiert. Darum versuchte ich immer wieder von einem „pro Christus“ auszugehen. Wenn Christus der Weg ist, warum dann noch andere Wege? Wenn Er tatsächlich die Wahrheit ist, warum dann noch in anderen Richtungen suchen? Wenn Er wirklich das Leben ist, warum sich dann mit Ersatzlichtern begnügen, mögen es nun philosophische oder religiöse Lichter der Menschheit sein.

Christus hat für jeden eine Antwort. Er ruft uns zu sich und in seine Gemeinschaft. Wir brauchen im Blick auf Ihn nicht Erinnerungen aufzuwärmen. Er lebt in Ewigkeit. Darum kann Er Menschen jeder Zeit rufen und in seine Gemeinschaft aufnehmen. Er ist nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift die Versöhnung für unsere Sünden. Er ist unser Mittler und Fürsprecher. Warum sich dann zuerst bei anderen Autoritäten aufhalten und im Vorzimmer behandeln lassen, wenn wir zu Ihm, dem Arzt selber, kommen dürfen, zu Ihm, der der Sohn Gottes ist?

Wenn Christus jemanden zum Glauben ruft, dann geht es um mehr als um einen zustimmenden Denkvorgang, um mehr als um ein Führwahrhalten von Katechismuswahrheiten. Es könnte sein, daß einer alles für

wahr hält, was zwischen den beiden Deckeln der Bibel geschrieben ist, und doch außerhalb der lebendigen Gemeinschaft mit Christus steht. An Jesus Christus glauben, das bedeutet eine persönliche Beziehung zu dem lebendigen Herrn zu haben. Das versuchte ich immer wieder den Zuhörern klarzumachen.

Zunehmend merkte ich, wie groß die Unwissenheit der Menschen über die Grundwahrheiten des biblischen Evangeliums war. Das im Neuen Testament oft verwendete Wort „lehren“ wurde mir sehr wichtig. Eine Verkündigung, die vorwiegend aus evangelistischen Appellen und dem „Ruf zur Entscheidung“ besteht, aber die gleichzeitige Belehrung versäumt, wird schwerlich bleibende Frucht bewirken.

So sehr der Mensch eines geistlichen Lebensanstoßes durch das Wirken des Geistes Gottes bedarf, so sehr benötigt er auch die Belehrung, damit er die Grundlagen und Inhalte seines Glaubens denkend und glaubend erfassen kann. Ohne gesunde Erkenntnis der Wahrheit gibt es kein gesundes geistliches Wachstum.

Oft war ich darüber traurig, daß ich die monatlichen Evangelisations- und Vortragsabende ohne jeden liturgischen Rahmen abhalten mußte. Es fehlten Sänger, Klavierspieler, und die Lieder waren vielfach unbekannt. „Großer Gott, wir loben dich...“ und „Ich bete an die Macht der Liebe“ konnte man nicht immer singen. Ich machte die Erfahrung, daß es tatsächlich nicht unbedingt auf den Rahmen und ein attraktives Vorprogramm ankommt. Ich war darauf angewiesen, mit keiner anderen Wirkung zu rechnen als der, die der Herr durch seine Gegenwart und das Wirken seines Geistes schenkte. Später wurde es schon manchmal möglich, die Veranstaltungen mit Musik und Liedern zu umrahmen. Ich hörte aber auch von Teilnehmern, daß sie

nichts vermißt hätten, wenn neben dem Vortrag nur eine Begrüßung zu Anfang und die Hinweise auf Literatur gegeben wurden.

### *Fragen um die weitere Zukunft*

Damals war gemeindemäßig noch alles unklar und offen. Nur eine Versammlung im Monat war zu wenig. Es fehlten die regelmäßigen Sonntagsgottesdienste. Gott fügte es so, daß eine Überbrückungshilfe durch zwei Hauskreise entstand. Ein Hauskreis, der für einige Jahre zu einem Treffpunkt vieler junger Leute wurde, kam in der Wohnung von Frau Erika Meier zusammen. Eine andere Gruppe traf sich bei Familie Klingelhöfer, die leider nur kurze Zeit in München bleiben konnte. Inzwischen waren noch andere junge Leute von auswärtigen Gemeinden hinzugekommen, wie Marianne Reifke, Werner Gisse und andere, die mithalfen und eine Ermutigung waren. Einige, die zum Glauben gekommen waren, wandten sich wieder ihrer katholischen Kirche zu und wollten dort praktizieren, was sie empfangen hatten. Andere sahen ihren Platz in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche, zu der sie schon nominell gehörten. Einige schlossen sich der Baptistengemeinde an.

In jener Zeit (1966/1967) wurde die Frage immer brennender, wie es in München weitergehen sollte. Vor allem ging es darum, regelmäßige Veranstaltungen durchzuführen. Die geistliche Betreuung und Weiterführung der Freunde und der Jungbekehrten wurde immer dringlicher. Doch damit war auch die Raumfrage auf das engste verknüpft. Der Konferenzsaal des Hauptbahnhofs war keine Lösung. Neben dem hohen Mietpreis störte uns der Lärm, der zu uns drang. Auf



Empfehlung von Prof. Dr. Beyreuther fragten wir beim CVJM immer wieder an, bis wir nach mehreren klärenden Gesprächen für die Sonntagvormittage deren Saal mieten konnten, bis auf die Sonntage, an denen Eigenbedarf bestand. Ab März 1967 konnten wir mit sonntäglichen Gottesdiensten im CVJM-Haus in der Landwehrstraße 13 beginnen. Erhard Diehl, der damals Mitarbeiter in der Gemeinde Nürnberg war, und ich wechselten uns bei den Sonntagsgottesdiensten in München ab.

Daß die in München begonnene Arbeit weitergeführt werden mußte, war mir innerlich klar, aber nicht, wer diese Arbeit weiterführen sollte. Der Gedanke, daß wir als Familie nach München übersiedeln könnten, lag mir fern, oder besser gesagt, ich versuchte alles, diesen Gedanken nicht an mich herankommen zu lassen. Ich dachte immer, es könnte irgendein Jüngerer in die Münchener Arbeit einsteigen, die wir als ein großes Missionsfeld betrachteten. Wir hatten im Zusammenhang mit den Vorträgen inzwischen viele Adressen erhalten, wenn man auch nicht wußte, was an echter geistlicher Offenheit dahinter stand. Außerdem merkten wir, daß die Doppelbelastung Nürnberg — München, eine Entfernung von 170 Kilometer, nicht länger tragbar war. Es wurde auch in dem „Arbeitskreis für Inlandmission“, zu dem ich damals gehörte, über die Frage des Fortgangs in München viel diskutiert, aber das alles brachte keine Klärung der anstehenden Frage.

### *Von Nürnberg nach München*

Im Blick auf unseren weiteren beruflichen Weg wurden wir erneut stark und ganz persönlich von der Frage nach dem Willen Gottes für unser Leben bewegt. In

den fast 23 Jahren des Dienstes in Nürnberg waren manche Rufe in andere Gemeinden und Aufgaben an uns ergangen. Aber wir waren immer innerlich blockiert. Wir erlebten, wie der Herr offene Türen gab und die Gemeinde wachsen ließ, die nach dem Krieg nur eine kleine Hausgemeinde gewesen war. Außerdem waren Freie evangelische Gemeinden in Bayern weithin unbekannt. Wir spürten, daß die Gemeinde in Nürnberg inzwischen so gefestigt und geistlich erstarkt war, daß wir ohne Bedenken einen Wechsel vollziehen konnten.

In diese Situation hinein erreichte uns der Ruf einer großen Freien evangelischen Gemeinde, in der ich schon einige Male gepredigt hatte. Es gab dort kein Wohnungsproblem, und viele Dinge schienen verlockend. Nur eins war nicht klar: Was war Gottes Wille? Diese Frage trieb uns Tag und Nacht um. Außerdem hatten wir Angst vor einem Wechsel nach München, weil wir nicht mehr die Jüngsten waren. Uns waren die schwierigen Raumfragen für eine Gemeindegemeinschaft, die großen Wohnungsprobleme in der bayerischen Landeshauptstadt und vor allem die ungelösten Finanzierungsfragen voll bewußt. Dazu kam die Frage: Werden überhaupt genügend Menschen kommen? Ich dachte: „Wenn der Herr nicht mitgeht, gehen wir in die größte Pleite unseres Lebens.“ Zur gleichen Zeit erhielt ich Briefe von lieben Kollegen, die mich warnten und darauf hinwiesen, daß wir doch nicht in Erweckungszeiten lebten.

### *Eine Glaubensentscheidung*

Meine Frau und ich gewannen den Eindruck, daß Gott eine Glaubensentscheidung von uns erwartete. In einer Nacht, als wir nicht recht schlafen konnten, fragte ich

meine Frau: „Was denkst du über die Sache mit München?“ Ihre Antwort war: „Ich glaube, Gott will, daß wir nach München gehen.“ Sie sprach das aus, was ich im Innersten auch empfand. Als wir die Entscheidung für München getroffen hatten, erlebten wir, daß unsere Kinder, die zunächst gegen einen Wechsel nach München waren, sich nun auch bereit erklärten, nach München zu gehen. Friedegard hatte zuvor noch geäußert: „Wenn ihr nach München geht, fahre ich jedes Wochenende nach Nürnberg, und wenn es sein muß, mit dem Fahrrad.“ Sie fühlte sich im Nürnberger Jugendkreis zu Hause. Daß unsere Kinder mit uns an einem Strang zogen, war für uns eine große Hilfe.

Die Einzelheiten über die Wohnungssuche, unser Abschied von Nürnberg und die Ankunft in München, die Gemeindegründung in unserer Wohnung und die Suche nach weiteren Räumen sind in dem Büchlein „Erfahrungen mit Gott im Werden einer Großstadtgemeinde“ festgehalten. Wenn wir uns daran erinnern, wie Gott oft auf wunderbare Weise uns seine Hilfe erfahren ließ, können wir nur staunen und immer wieder danken.

### *Die richtige Wohnung für den Anfang der Gemeinde*

Im Jahre 1967 war es äußerst schwierig, eine Wohnung in München und dann auch noch in Schwabing zu bekommen. Ohne die tatkräftige Hilfe von Frau Erika Meier bei der Wohnungssuche wäre alles viel schwieriger gewesen. Der Direktor der Schule, in die Reinhard ging, fragte erstaunt: „Wie sind Sie nur zu dieser Wohnung gekommen? Ich suche schon über ein Jahr in dieser Gegend nach einer solchen Wohnung.“

Obwohl es mehrere Interessenten gab und der Mietpreis auch über dem vom Bund gesetzten Limit lag, entschlossen wir uns doch, diese Wohnung zu mieten. Allerdings mußten viele Schwierigkeiten durchgestanden werden, bis der Mietvertrag unterschrieben werden konnte.

Wir wollten unbedingt ein Zimmer an einen Studenten vermieten, um den Mietpreis zu verringern. Es war die Zeit der Studentenunruhen. Man war deshalb gegen einen Studenten. Es mußte also viel Überzeugungsarbeit geleistet werden. Ebenfalls konnte man sich nicht vorstellen, daß eine Kirche ihren Pastoren feste Gehälter zahlen kann, wenn sie auf die freiwilligen Gaben ihrer Glieder angewiesen ist. Darum wurde ich von dem Chef der großen Firma für Immobilien und Häuserverwaltung gefragt: „Wer garantiert uns Ihre Miete?“ Es ist mir noch in lebendiger Erinnerung, wie ihn meine Antwort schockierte, als ich sagte: „Der lebendige Gott.“ Die Spannung löste sich, als ich lächelnd hinzufügte: „Ich denke, Sie sind mit dieser Antwort überfordert, aber mir ist das sehr ernst.“ Doch ich konnte ihm zwei Bürgen nennen: den damaligen Geschäftsführer von Karstadt-Oberpollinger, den ich vor einiger Zeit kennengelernt hatte, und eine Firma aus Nürnberg. Diese wurden als Bürgen akzeptiert.

Als kurz danach erneut weitere Bewerber auftraten und es wieder fraglich wurde, ob wir die Wohnung erhalten würden, machte ich nochmals einen Besuch bei der Vermietungsabteilung und erklärte: „Wenn Gott will, daß wir die Wohnung haben sollen, dann bekommen wir sie. Wenn er es nicht will, wollen wir sie auch nicht, selbst wenn Sie sie uns zuschustern möchten.“ Wir hatten den Eindruck gewonnen, daß Gott uns bei der Suche der Wohnung bisher schon geführt hatte und

daß gerade diese Wohnung mit ihren großen Zimmern viele Möglichkeiten für die Fortführung der Gemeindearbeit bot. Es dauerte nicht lange und wir erhielten die Mitteilung, daß wir die Wohnung erhalten und den Mietvertrag unterschreiben könnten.

Als wir am 20. November 1967 in München eintrafen, erlebten wir zu unserer großen Überraschung, daß die Wohnung über Erwarten schön und mit viel Liebe hergerichtet worden war. Viele Leute halfen uns beim Einräumen, so daß der Anfang leichter wurde, als wir gedacht hatten. Es folgten gleich am Wochenende einige Evangelisationsabende im Deutschen Museum und bald darauf am 1. Advent, dem 3. Dezember 1967, bei uns in der Wohnung ein Treffen mit den Interessenten, die sich fortan als Gemeinde verstehen wollten. Der damalige Präses des Bundes der Freien evangelischen Gemeinden, Wilhelm Gilbert, war zu diesem denkwürdigen Tag extra nach München gekommen. Nachdem jeder erzählt hatte, wie er zum Glauben und zur Gemeinde gekommen war, knieten wir gemeinsam nieder und befohlen die weitere Entwicklung der Gemeinde dem Herrn an.

Neben den Gottesdiensten, die am Sonntag im CVJM-Haus in der Landwehrstraße stattfanden, und gelegentlichen Evangelisationsabenden im Deutschen Museum, gab es während der Woche verschiedene Bibelkreise für jung und alt. Im Unterschied zu der bisherigen großen Gemeindearbeit in Nürnberg bedrückte es uns manchmal, wenn am Sonntagmorgen nur wenige Leute zu den Gottesdiensten kamen. Wir mußten es lernen, unsere Erwartungen allein auf den Herrn zu richten und alles von ihm zu erwarten. Wir waren überzeugt, daß der Herr auch die ganz Fernen zu sich ziehen kann. Gott schenkte letztendlich auch ein zah-

lenmäßiges Wachstum an Besuchern und ließ besonders Menschen zum Glauben kommen, die bisher fern von Gott gelebt hatten.

### *Unsere vier Kinder*

In dieser Anfangsarbeit waren unsere Kinder eine große Hilfe und Ermutigung. Dorothea fand als OP-Schwester eine Anstellung in Starnberg und brachte oft mehrere Krankenschwestern mit zu den Jugendabenden.

Wilfried hatte für sein Medizinstudium als Wunschort zuerst Erlangen angegeben, weil unsere Entscheidung noch nicht klar war, und als zweites München. Es war uns schwer, daß er jetzt auf Erlangen festgelegt war, weil wir besonders in musikalischer Hinsicht auf seine Hilfe angewiesen waren. Wir überlegten und beteten, was wir tun könnten. Ich ging zu dem zuständigen Leiter der Stelle für Studienplatzvergabe und legte die Situation dar. Schließlich erlaubte er einen Wechsel, wenn ein Tauschpartner mit gleichen Noten und gleichen Semestern gefunden würde. Der Versuch gelang sehr schnell, und Wilfried konnte nach München wechseln.

Friedegard besuchte weiterhin das Gymnasium und fand nach ihrem Abschluß eine Stelle bei Siemens.

Reinhard, damals acht Jahre alt, mußte sich in der Grundschule neu eingewöhnen. Damals begann meine Frau mit Reinhard und einem anderen Mädchen die Sonntagschule, eine nicht leichte Umstellung für Reinhard, der von Nürnberg die große Sonntagschule gewohnt gewesen war.

Damals hatten wir manchmal sehr bewegte Jugendabende und evangelistische Veranstaltungen, an die sich heiße Diskussionen anschlossen. Das waren Gelegen-

heiten für die jungen Leute, wie auch für unsere Kinder, für die Wahrheiten des Glaubens zu kämpfen und im Glauben gewisser zu werden.

Das Jahr 1970 hat in unserer Familiengeschichte eine besonders herausragende Bedeutung: drei Hochzeiten in einem Jahr! Friedegard heiratete Gerd Warkentin, der anfangs als Student bei uns gewohnt hatte. Die beiden zogen nach Augsburg, wo Gerd seine juristische Laufbahn begann und wo sie miteinander bei der neu begonnenen Gemeindegarbeit helfen konnten. Gott gebrauchte die beiden so, daß aus dem Anfang der gemeindlichen Arbeit in Augsburg auch ein Fortgang der Arbeit möglich wurde. Gott hat den Einsatz der beiden bis heute gesegnet. Ihnen schenkte Gott zwei Töchter.

Dorothea heiratete Manfred Warscher aus Innsbruck, der danach viele Jahre als Kaufmann in München tätig war und dann als Spätberufener noch vier Jahre das Theologische Seminar in Ewersbach besuchte. Er begann nach Abschluß dieser Zeit die Gemeindegarbeit in Innsbruck. Während dieser Studienzeit blieb Dorothea mit drei Kindern in München und betreute den großen Hauskreis weiter. Alle paar Wochen kam Manfred nach Hause. Unsere Kinder und Freunde aus der Gemeinde halfen mit, daß diese Zeit finanziell überbrückt werden konnte.

Wilfried heiratete Anne Huber, die in München beruflich tätig war und irgendwann von jemandem zum Jugendkreis mitgebracht worden war, wo sie zum Glauben kam. Mit Anne hat Gott Wilfried eine Frau geschenkt, die neben der Familie mit drei Kindern und der Mithilfe in seiner Praxis für Allgemeinmedizin auch die Gabe besitzt, mit Menschen über den Glauben zu sprechen. Weil es damals in München äußerst schwierig

war, eine bezahlte Assistenzarztstelle zu finden, zogen auch sie nach Augsburg, wo die Gemeinde für Verstärkung dankbar war.

Wir konnten zu allen Schwiegerkindern von Herzen ja sagen und dankten dem Herrn für alle Führungen. Für Reinhard, der zehn Jahre jünger ist, wurde diese Auswanderung seiner älteren Geschwister dadurch erleichtert, daß wir in den folgenden Jahren gläubige Studenten in der Wohnung hatten, zu denen er guten Kontakt fand. Nach Beendigung seiner kaufmännischen Ausbildung heiratete er Susanne Hoffmann, die ihm eine gute Ergänzung und uns eine liebe Schwiegertochter wurde. Wir sind dankbar, daß beide sich ebenfalls zur Gemeinde Augsburg halten, und erleben, wie der Herr auch im Geschäft Hilfe und Segen schenken kann. Gott hat ihnen zwei Kinder anvertraut. So sind nun inzwischen zu den Kindern und Schwiegerkindern noch zehn Enkel hinzugekommen; alle eine Sonderausgabe Gottes, für die wir täglich beten.

### *Ausländische Studenten*

In all den Jahren sind viele ausländische Studenten mit uns in Verbindung gekommen. Es fing an mit dem chinesischen Studenten Waikong Sun aus Hongkong, der damals am Goethe-Institut studierte. Ihn lernten wir als einen feinen Christen kennen, mit dem wir uns sofort innerlich verbunden fühlten. Durch ihn kamen manche andere ausländische Studenten zu uns, die sich über Kontakte mit deutschen jungen Leuten freuten. Da war eine Chinesin aus Taiwan, eine Buddhistin aus Bangkok, Araber aus dem Libanon und aus Jordanien. Einer hatte in seinem Zimmer ein Plakat der El Fatah



hängen. Bei Gesprächen wurde immer wieder die Frage nach der Berechtigung des Staates Israel und der Rolle der Juden gestellt.

Ein Student aus Afghanistan hatte von einer jungen Chinesin eine Bibel erhalten. Als wir uns in einem Studentenwohnheim trafen, sagte er: „Ich möchte gerne genaueres über den christlichen Glauben wissen, damit ich in Afghanistan beim Unterricht am Gymnasium weiß, was christlicher Glaube ist.“ Ich erklärte mich bereit, ihm Unterricht zu geben. Wir trafen uns, und es gab lange und ernste Gespräche über Jesus. Er lud mich zum Essen ein. Ich merkte, daß er von der Wahrheit des Evangeliums erfaßt war und in einen inneren Kampf geriet. Als ich das Wort Jesu zitierte: „Wer Vater oder Mutter oder Weib oder Kind mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert“ und darauf verwies, daß nur Jesus solchen Anspruch erheben kann, weil er so viel zu geben hat, kam es wie ein Stoßseufzer über seine Lippen: „Wenn ich Christ werde, werde ich zu Hause gesteinigt.“

Ich empfand, wie folgeschwer eine Entscheidung für Christus sein kann. Waikong Sun, der später Theologie in den USA und in Tübingen studierte und jetzt als Pastor in Hongkong tätig ist, hatte noch lange Kontakt zu diesem fragenden Moslem. Wir wissen nicht, was aus ihm in den Kriegswirren seines Landes geworden ist. Gelegentlich kam eine ganze Schar ausländischer Studenten mit Waikong Sun, die keine Christen waren. Es waren alle fünf Erdteile vertreten, und es gab ein offenes Gespräch über die Frage, was die Hauptsache am Christentum sei. Jeder nahm gerne ein Neues Testament entgegen.

Eines Tages war ein syrischer Student in unserem Gottesdienst. Als ich fragte, ob er Christ sei, bejahte er

das. Auf meine Frage: „Seit wann?“ konnte er mir keine Antwort geben. Am nächsten Sonntag gab er mir einen Brief mit folgendem Inhalt:

*„Lieber Herr Schürenberg,  
es gibt in dieser Welt im zwanzigsten Jahrhundert viele verschiedene Strömungen und Meinungen, die auf uns einwirken und uns beeinflussen, gerade uns junge Menschen.*

*Vor vielen Jahren war eine Orientierung in dieser Welt noch einfacher. Man übernahm nicht nur den Namen seines Vaters, sondern auch dessen Gewohnheiten und Weltanschauungen, wuchs in einem bestimmten Kulturkreis auf und lernte nur eine Religion kennen, über deren Grenzen man nicht schauen konnte. So trat man das Erbe der Väter an, ohne sich selber in eigener Verantwortung entschieden zu haben.*

*Die verschiedenen Möglichkeiten, dem Leben einen Sinn und ein Ziel zu geben, sind uns bekannt, Kommunismus, Existentialismus, Religionen. ... Was ist der richtige Weg? Welcher Strom fließt tatsächlich zum wahren Ziel?*

*Man muß denken, fragen, prüfen. Man muß selber eine Entscheidung treffen, wem man sich anvertrauen soll. Und wenn man das getan hat, dann kann jemand anders dies mit einem dritten vergleichen und dabei die Unterschiede feststellen.*

*Mein Herr, das ist meine Antwort auf Ihre Frage: ‚Seit wann?‘*

*Es grüßt Sie herzlich S.“*

Im Gespräch sagte er mir, er habe gedacht, in einem Land, in dem alle Menschen Christen sind, paßt du dich am besten an und sagst, daß du auch Christ bist.

Wie kam er zu uns? In der Mensa saß ihm ein Student gegenüber, der vor dem Essen betete. Er fragte: „Warum beten Sie?“ Antwort: „Weil ich Christ bin.“

Daraufhin der Syrer: „In diesem Lande sind doch alle Menschen Christen. Ich habe noch nie einen beim Essen beten sehen. Warum beten Sie?“ Dieses Zeugnis eines jungen Christen in der Mensa benutzte Gott, daß dieser Syrer sich dem Evangelium öffnete, zum Glauben kam und sich taufen ließ.

Als wir Jahre später durch die Hilfe von Freunden einer Einladung nach Ostasien, Hongkong, Taiwan, Korea und Japan folgen konnten, trafen wir manche von denen, die vorher bei uns in München an Gemeindeveranstaltungen teilgenommen hatten und inzwischen in ihren Heimatländern wichtige Posten bekleideten und von denen manche christlichen Gemeinden angehörten, in denen ich sprechen konnte.

### *Kontakte mit Korea*

Begegnungen, für die wir Gott besonders dankbar sind, waren die mit koreanischen Christen, Pastoren und Gemeinden. Der erste Kontakt ging zurück auf eine Bekanntschaft mit einem koreanischen Pastor auf dem Internationalen Kongreß für Weltevangelisation in Lausanne 1974. Daraus ergaben sich mehrfache Einladungen nach Korea, die wir aber aus finanziellen Gründen nicht realisieren konnten. Schließlich wurde es durch Hilfe von Freunden möglich, im Zusammenhang mit anderen Reisezielen in Fernost und Aufgaben in Japan, diese Einladung anzunehmen. Einige koreanische Pastoren mit Familien, die in München eine Arbeit unter Koreanern begannen, wohnten eine Zeitlang mit uns zusammen. Es entstand in München eine Deutsch-Koreanische Gemeinde, die sich bis heute in den Räumen der Freien evangelischen Gemeinde versammelt.

Anläßlich der Hundertjahrfeiern in Korea 1984 als Erinnerung an den Beginn der evangelischen Missionsarbeit wurde von der Weltallianz ein Gebetskongreß durchgeführt, an dem wir mit Vertretern aus vielen Ländern teilnehmen konnten. Während ich als Vertreter der Deutschen Evangelischen Allianz dabei sein konnte, war meine Frau speziell von den Koreanern eingeladen worden. Dadurch konnten wir gemeinsam während einiger Wochen koreanische Gemeinden besuchen. Was mich damals sehr positiv beeindruckt hat, war die Tatsache, daß man mich erst zum öffentlichen Predigen zuließ, nachdem vorher geklärt worden war, daß keine theologischen Bedenken wegen Glaube und Lehre bestanden. Man hatte mit deutschen Theologen unguete Erfahrungen gemacht. So war es auch möglich, zu den Studenten eines großen Theologischen Seminars zu sprechen. An einem Sonntag mußte ich in einer Gemeinde hintereinander in drei Gottesdiensten predigen, anders waren die vielen Besucher nicht unterzubringen. Meine Frau konnte dort vor einer großen Frauenversammlung sprechen und zu den Studentinnen einer Frauenbibelschule. Es fiel uns auf, daß die Frauen in Korea sehr stark in die Mitarbeit der Gemeinden einbezogen sind.

Was uns sehr berührte, war die Tatsache, daß viele Gemeinden sich ihrer Märtyrer aus der japanischen Besatzungszeit erinnerten, die bis 1945 dauerte. Eine Pastorenfrau, die wir kannten, war von Japanern brutal behandelt worden, weil sie sich geweigert hatte, vor einem Shintoschrein zu knien und anzubeten. Es fiel uns auf, wie wichtig bei koreanischen Christen die Treue zum Worte Gottes genommen wird und welch hohen Stellenwert das Gebet hat. Dazu kommt die große Bereitschaft zum Opfer und der Wille zur Mission. Auf

die Frage, warum die Gemeinde Jesu in Korea schneller wächst als an anderen Orten, erhielten wir in der Regel die Antwort: „Das Geheimnis ist Gebet.“

### *Ein langer Weg zum eigenen Gemeindezentrum*

Wenn wir daran denken, wie Gott in dieser Hinsicht geführt und geholfen hat, dann können wir nur mit tiefem Dank Gott alle Ehre geben. Angesichts der großen Schwierigkeiten, die dem Erwerb eines eigenen Gemeindezentrums entgegenstanden, dachten wir gelegentlich, daß das nur gelingen kann, wenn große Geldgeber auftreten und helfen. Wir hatten zwar kurz nach unserem Umzug nach München Ende 1967, als alles noch so hoffnungslos aussah, ein Baukonto mit DM 10,- eröffnet und den Herrn im Glauben gebeten, es wachsen zu lassen. Gott ließ keine Geldscheine vom Himmel fallen, aber er machte die Herzen vieler Freunde bereit zu helfen. Als es mit dem Kauf des Gemeindezentrums zehn Jahre später ernst wurde, war aus dem kleinen Anfangsbetrag eine halbe Million geworden. Dazu kam dann noch der Erlös aus einem Grundstück, das die Gemeinde einige Jahre vorher von der katholischen Kirche äußerst günstig hatte erwerben können. Es war wie Maßarbeit Gottes, daß gerade zur richtigen Zeit ein Käufer auftrat, der nicht nur sofort bezahlte, sondern auch noch eine Spende machte, so daß wir den Kaufpreis zusammenhatten.

In den Jahren des Suchens war es manchmal zermürbend, wenn man meinte, diese oder jene freie Baulücke könnte geeignet sein oder bestimmte Gebäude, mit denen wir Hoffnungen verbanden. Ein Industrieller, der

uns einmal besuchte, machte uns große Hoffnungen. Auf einem Blatt Papier rechnete er uns vor, welche Gewinne er demnächst erwartete. Aber dann kam eine große Enttäuschung durch unerwartet eingetretene Verluste. Er sagte mir: „Vergiß alles, was ich gesagt habe.“ Es blieb uns nichts anderes übrig. Um so mehr durften wir uns bewußt werden: „Gott ist immer noch da.“ Das haben wir oft erleben dürfen, wenn wir mit allen unseren Möglichkeiten am Ende waren.

„Du bist der Gott, der Wunder tut.“ Dieses Zeugnis des Psalmsängers hat uns oft ermutigt, von Gott Großes zu erwarten. Der Satz: „Wir sind Realisten, darum glauben wir an Wunder!“ ist keine Übertreibung für Menschen, die Erfahrungen mit Gott gemacht haben.

Es gab bei mir während all des Suchens nach geeigneten Räumen einen Punkt, an dem mir das Wort Jesu besonders wichtig wurde: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen.“ Nach dem Reich Gottes trachten verstand ich für mich jetzt so: alles Bemühen darauf zu richten, Menschen für Jesus zu gewinnen, ob sie nun Glieder der Gemeinde werden oder nicht, und von Gott zu erwarten, daß er alles andere gibt. Das war ein Stück innerer Befreiung. So verschoben sich die Prioritäten.

Das Gebäude in der Mozartstraße, das schon jahrelang in unserem Blickpunkt und zur Diskussion gestanden hatte, konnte im Jahre 1977 erworben werden. Bald begannen die Renovierungs- und Umbauarbeiten, bei denen viele Gemeindeglieder und auswärtige Hilfstrupps tatkräftig mithalfen. Als im April 1979 das Gemeindezentrum Mozartstraße 12 eingeweiht werden konnte, waren alle Herzen mit Freude und Dank gegen den Herrn erfüllt. Im Rückblick erkennen wir, wie gnädig Gott geführt hat, wenn auch der Verlauf der gan-

zen Entwicklung manchmal fast dramatisch war. Viele Gäste von nah und fern waren zum Tag der Einweihung gekommen. Vertreter von Kirchen und Gemeinden sprachen Grußworte oder sandten schriftliche Grüße. Eine Vertreterin der Stadt München nahm am Vor- und Nachmittag an den Veranstaltungen teil. Auch die Presse berichtete mit Bildern über das Ereignis.

Was uns am meisten bewegte, war der Wunsch, daß der Herr der Gemeinde jetzt weiteres Wachstum nach innen und außen geben möge. Er schenkte Brüder und Schwestern, jüngere und ältere, die in den verschiedensten Bereichen der Gemeinde mitarbeiteten. Auch für die Gemeindeleitung gab Gott immer wieder die entsprechenden Leute.

Besonders dankbar bin ich, daß nach meiner Verabschiedung aus dem offiziellen Dienst der Gemeinde im Juni 1983 die weitere Gemeindegemeinschaft unter den Pastoren Hermann Weigel, Craig Ott und Raimund Puy einen guten Fortgang erfuhr.

Ein weiterer Grund zur Freude und Dankbarkeit ist, daß sich in all den Jahren Möglichkeiten für das Entstehen von Tochtergemeinden zeigten, so zum Beispiel Fürstfeldbruck, Ottobrunn und München-Nord.

### *Möglichkeiten im Ruhestand*

Der Übergang aus dem aktiven Leben eines Pastors in den sogenannten Ruhestand ist nicht immer leicht. Genau genommen gibt es diesen Ruhestand ja nicht, wenn der Herr die nötige Gesundheit schenkt und einem Möglichkeiten der Mitarbeit vor die Füße legt. Aber es gibt doch mehr Freiheit, für die man sehr dankbar sein kann.

Es war für uns eine große Hilfe, daß wir direkt nach der Verabschiedung aus dem Gemeindedienst an einem internationalen Kongreß in Wheaton bei Chicago teilnehmen konnten, der unter dem Thema stand: „Ich will bauen meine Gemeinde.“ Anschließend hatten wir die Gelegenheit, Gemeinden der Evangelical Free Church in den USA zu besuchen, und im darauffolgenden Jahr führte unser Weg für mehrere Wochen nach Korea, wo wir wieder an einem Kongreß teilnehmen konnten, der von der Internationalen Evangelischen Allianz durchgeführt wurde.

Ein großes Problem ist oft bei Pastoren, die in den Ruhestand gehen, eine bezahlbare Wohnung an einem geeigneten Ort zu finden. Wir haben in dieser Hinsicht Gottes wunderbare Vorsorge und Fürsorge erlebt, daß wir täglich nur danken können. Nun wohnen wir an einem Ort, den wir vorher nicht gekannt hatten. Meine Frau sagte damals: Wenn doch wenigstens ein Christ in unserem Sinne dort wohnen würde. Durch Gottes Güte haben wir bei uns jetzt einen Hausbibelkreis, und es sind verschiedene Menschen zum Glauben gekommen. Wir beten, daß Gott noch mehr geschehen läßt.

### *Ein Neuanfang in Starnberg*

Durch den schon lange geplanten Umzug nach Seefeld-Hechendorf im Landkreis Starnberg war der Gedanke an eine Gemeindearbeit in der Kreisstadt ins Blickfeld getreten. Schon einige Jahre vorher hatten wir uns nach entsprechenden Räumen umgesehen. Über das Missionswerk „Wort des Lebens“ entstanden Kontakte zu der kleinen gemeindlichen Gruppe, die sich in der Kapelle der Seeburg in Allmannshausen versammelte.



Nach mehreren Gesprächen, einigen Predigten und drei gut besuchten Vorträgen im Raiffeisensaal wuchs die gemeinsame Überzeugung, daß es wichtig sei, in der Stadt Starnberg eine Gemeindefarbeit unter dem Namen „Freie evangelische Gemeinde“ zu beginnen. Wegen der sehr hohen Mietkosten hatte ich mich bereit erklärt, für eine begrenzte Zeit als Pastor zur Verfügung zu stehen. Die Einweihung der ganz zentral gelegenen neuen Räume erfolgte im Juni 1987. Um eventuelle Vorurteile in der Öffentlichkeit zu vermeiden oder abzubauen, konnte ich vorher Gespräche mit dem Landrat, dem ersten Bürgermeister, dem katholischen und evangelischen Stadtpfarrer führen. Letztere kamen auch persönlich zur Einweihung der neuen Gemeinderäume. Es gab auch einen guten Kontakt zur Presse, die ausführlich und wohlwollend über den Neuanfang in Starnberg berichtete. Einige Jahre später wurde Frank Bärwaldt als Pastor der Gemeinde berufen.

Gott schenkte es in seiner Gnade, daß ich immer wieder Gelegenheit hatte, an verschiedenen Orten in der Verkündigung des Evangeliums mithelfen zu können.

### *Was ich nicht missen möchte*

Besonders dankbar bin ich für Erfahrungen und Begegnungen während einer jahrelangen Mitarbeit im Evangeliums-Rundfunk, vor allem im Programmausschuß. Die zahlreichen Ansprachen, die ausgestrahlt werden konnten, waren jeweils eine besondere Herausforderung, was die Vorbereitung von Texten und Themen betraf. Eine besondere Freude war es stets, wenn Hörer dankbar reagierten oder wenn Menschen be-

zeugten, daß sie durch das Hören bestimmter Sendungen zum Glauben an Jesus gekommen waren oder auch durch Sendungen im Glauben gestärkt wurden.

Wenn der Evangeliums-Rundfunk in den Gemeinden auch immer mehr Akzeptanz gefunden hat, so wünsche ich mir doch, daß die Möglichkeiten, die dieses Medium bietet, noch viel mehr genutzt würden. Hier bietet sich auch für Gemeinden ein weites Feld für evangelistische Bemühungen. Mein Wunsch ist, daß der Evangeliums-Rundfunk in allen seinen Sendungen sein unverwechselbares Profil behält und daß alle Mitarbeiter im Geiste des Evangeliums freudig ihre Aufgaben erledigen können.

Wenn man die Anfänge und die enorme Entwicklung bedenkt, die der Evangeliums-Rundfunk erfahren hat, der nur aus freiwilligen Spenden finanziert wird, so kann man das als ein Wunder Gottes betrachten. Wenn es gelegentlich auch besondere Durststrecken gab, so wurde doch gerade in solchen Situationen oft handgreiflich erlebt: „Gott ist immer noch da.“

Zu den Erfahrungen und Einsichten, die ich nicht missen möchte, gehören seit den Anfängen meiner Arbeit im Gemeindedienst auch die vielfältigen Begegnungen im Bereich der Evangelischen Allianz. Wieviel Segen hat Gott durch Brüder und Schwestern aus anderen „Glaubensherbergen“ geschenkt, zuerst in Nürnberg und dann in München, wo ich mehrere Jahre Allianzvorsitzender war. Aber auch die jahrelange Mitgliedschaft im Hauptvorstand der Deutschen Evangelischen Allianz muß ich als ein besonderes Geschenk Gottes betrachten. So unterschiedlich die einzelnen Mitglieder des Hauptvorstands auch von ihrem geistlichen und kirchlichen Hintergrund her geprägt waren, so trat doch das Einssein in Christus und die gemeinsa-

me Zielsetzung über aller Verschiedenheit stets deutlich hervor. Jeder einzelne war ein Original Gottes. Wir waren nicht immer einer Meinung, aber im selben Geiste verbunden. Dadurch wurde das Miteinander bei den Sitzungen fruchtbar und ungemein anregend.

Allerdings ist der Weg der Evangelischen Allianz kein unangefochtener Weg gewesen. Sie war mit dem Anspruch aufgetreten, die Einheit in Christus unter allen denen zu bezeugen, die eine bewußte Entscheidung für Jesus Christus getroffen hatten. Die Anerkennung dieser Glaubensbasis sollte als Voraussetzung für die Mitarbeit in der Evangelischen Allianz gelten, wenn etwa die jährlichen Allianzgebetswochen oder Glaubenskonferenzen durchgeführt wurden. Nicht immer gelang es, dies in gebotener Weise an allen Orten durchzuhalten, wodurch manchmal das Profil der Allianzbewegung undeutlich wurde. Schwierig wird es, wenn eine Einigungsbewegung wie die Evangelische Allianz um ihrer eigenen Identität willen gezwungen ist, Abgrenzungen vorzunehmen.

Es muß keine Belastung für das brüderliche Verhältnis sein, wenn man verschiedene Auffassungen über die Taufe, die Gemeindefrage, die Zukunft Israels und die sogenannten „letzten Dinge“ hat. Aber eine schwere Belastung und Störung bedeutet es, wenn unbiblische Lehren über die Bedeutung von Zeichen und Wundern, über Krankheit und Heilung verkündigt werden oder wenn in den Fragen um das Wirken des Heiligen Geistes die Auffassung vertreten wird, daß zum vollen Christsein über Bekehrung und Wiedergeburt hinaus auch noch ein zusätzliches Erlebnis, die sogenannte Geistestaufe mit dem Zeichen des Zungenredens, als Beweis der Geisterfüllung erfahren werden muß.

Dieses Stufendenken ist dem Neuen Testament fremd. Solche Auffassung verwirrt und bringt überall Spaltungen. Gott hat allen seinen Kindern Gaben geschenkt, die der Auferbauung seiner Gemeinde dienen sollen. Es wird im Neuen Testament vielmehr vom Wachsen im Glauben, in der Erkenntnis, im Zeugnis und im Dienst der Gemeinde gesprochen.

Wenn die Evangelische Allianz unter der Parole „Einheit“ dem Dauerbemühen bestimmter charismatischer Gruppen nachgibt, wird sie nicht nur ihr Profil in Gefahr bringen, sondern bei dem Bemühen um weitergehende Einheit am Ende vielleicht neue Trennungen begünstigen. Wir sind es den Brüdern und Schwestern aus der Charismatischen Bewegung schuldig, fest und liebevoll das zu vertreten, was uns Gott an Erkenntnis der Wahrheit geschenkt hat. Es gibt keine echte Einheit abseits von der Liebe in der Wahrheit.

Ich möchte nicht in Frage stellen, daß Gott auch heute noch Zeichen und Wunder geschehen lassen kann. Aber ich weiß, daß im Neuen Testament bis zu den Sendschreiben der Offenbarung ein Zurücktreten von Zeichen und Wundern zu beobachten ist. Wir können auch nicht die Erdenzeit Jesu und die Gründungszeit der Gemeinde pauschal in jeden Abschnitt der Geschichte übertragen. Jesus Christus ist zwar derselbe gestern, heute und in Ewigkeit, aber er tut nicht zu allen Zeiten dasselbe. Gottes Möglichkeiten sind unbegrenzt. Er ist ein Gott, der Wunder tut, und bleibt doch immer in seinen Entscheidungen souverän.

### *Gottes Hilfe in besonderer Krankheitsnot*

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß ich es selbst einige Male erfahren habe, wie der Herr bei anderen

und auch bei mir durch Gebet mit Handauflegung geholfen hat. Nach einer schweren Operation, die ich 1971 über mich ergehen lassen mußte, erklärte der Professor gegenüber meiner Frau, es bestehe absolut keine Hoffnung mehr. Damals haben viele unserer Freunde gebetet. Es folgten Bestrahlungen, und wir versuchten zu tun, was man menschlich und ärztlich alles tun kann. Ich hatte das Gefühl, wie unter einem Damoklesschwert zu leben, und spürte, daß mir Gott einiges zu sagen hatte. Wenn Gott uns an eine Grenze führt, die auch das Ende bedeuten kann, will er uns für sein Wirken besonders empfänglich machen. Ich ließ „nach Jakobus 5“ über mir beten und gewann eine innere Zuversicht, daß Gott helfen würde. Der Herr schenkte in seiner Gnade Genesung. Als ich unlängst im Gottesdienst mit diesem Chirurgen zusammentraf, machte er die Bemerkung: „Bei Ihnen hat der liebe Gott ein Wunder getan.“ Das kann man nur in aller Demut und Dankbarkeit zur Kenntnis nehmen.

Auch viele Jahre später (1983/84) haben wir es bei unserer Tochter Friedegard erlebt, wie Gott in Krankheitsnot und aussichtslosen Situationen Gebete erhört. Aus ärztlicher Sicht bestand keine Hoffnung mehr. Es ging durch viele dunkle Täler der Anfechtung. Mehrere Gläubige fanden sich immer wieder zum Gebet zusammen, sie baten, daß der Herr, wenn es sein Wille sei, doch Heilung geben möge. Er schenkte nach sehr notvollen Wochen in seiner großen Barmherzigkeit Erhöhung und Hilfe. Gott hätte auch ganz anders führen können. Gott erhört Gebet und ist doch in seinen Entscheidungen ganz frei. Paulus schreibt: „Wir tragen diesen Schatz in einem irdenen Gefäß.“ Das erinnert daran, daß das Gefäß unserer Leiblichkeit Risse bekommen kann und zerbrechlich ist. Wir dürfen als gläubige

Menschen für alle ärztliche Hilfe dankbar sein, die dem „irdenen Gefäß“ zukommen kann. Aber Ärzte stoßen mit ihren Bemühungen auch an Grenzen. Doch der himmlische Arzt kann auch dort helfen, wo ärztliche Kunst am Ende ist. Sodann müssen wir uns bewußt machen, daß wir noch in einer Zeit leben, in der das Wort des Apostels gilt: „Wir warten auf unseres Leibes Erlösung.“ Der Leib ist noch nicht erlöst.

Im Frühjahr 1990 wurde bei mir nach mehreren ärztlichen Untersuchungen wieder ein Krebstumor festgestellt, der jedoch in keinem Zusammenhang mit der früheren Erkrankung stand. Ich war tief betroffen, weil eine komplizierte Operation bevorstand. Es ging durch angsterfüllte Tiefen und emotionale Anfechtungen. Am meisten war ich beunruhigt, daß ich meine Ängste so wenig steuern konnte. Ich hatte doch anderen so viel gepredigt, wie man im Glauben überwinden kann, und jetzt betraf es mich selber. Ganz armselig fühlte ich mich. Mir wurde bewußt, daß es nicht der große Glaube ist, den wir etwa als Leistung aufbringen, sondern der große Gott, dem wir unsere Ängste bringen dürfen, der uns halten und helfen kann. Obwohl ich doch schon mehrere Operationen durchgemacht hatte, bin ich heute dankbar auch für diese Erfahrung.

Wieder beteten viele Menschen für mich, und ich erlebte den Segen der Fürbitte. Es fügte sich, daß ich einige Brüder bitten konnte, mit Handauflegung für mich zu beten. Als ich danach schon die Einweisung zur Operation erhalten hatte, sagte der Chefarzt, der operieren sollte: „Es ist kompliziert“, während er die Röntgenbilder betrachtete. Meine Frau und ich hatten den Eindruck, daß Gott dem Mann eine Eingebung geschenkt hatte, als er hinzufügte: „Wir versuchen etwas anderes, wenn wir Glück haben.“

Als ich einige Wochen später wieder bei diesem Chefarzt zur weiteren Untersuchung war, sagte er mehrmals: „Es ist unwahrscheinlich.“ Er staunte, daß die PSA-Werte von 24 auf 0,0 heruntergegangen waren. Auch alle weiteren Untersuchungen erbrachten das gleiche Ergebnis. Es war alles besser geworden. Der Herr hatte gelenkt, Gebete erhört und geholfen. Ihm sei alle Ehre! Trotz aller besonderen Hilfen des Herrn gehört es zu unserem Christsein, daß wir lernen müssen, auch mit körperlichen Belastungen zu leben. Paulus und Timotheus sind dafür Beispiele. Wenn es manchmal so aussieht, als wäre der Arm des Herrn zu kurz, um helfen zu können, so dürfen wir doch daran festhalten, daß wir auch in dunklen Stunden bei ihm geborgen sind.

Diese verschiedenen Gebetserhörungen und Hilfen Gottes empfinde ich als eine innere Verpflichtung, dem Herrn zu dienen, so lange er dazu Kraft und Gesundheit schenkt.

### *Das Ringen um Weg und Zukunft der Gemeinde Jesu Christi*

Zu allen Zeiten hat die Frage nach Weg und Zukunft der Gemeinde Jesu die Christen bewegt. Etwas von diesem Ringen begegnet uns schon in Luthers Schrift: „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes“. Gerne würde er, schreibt Luther, eine Gemeinde von solchen gründen, die mit Ernst Christen sein wollen, aber er klagt, daß er noch nicht Leute und Personen dazu habe.

Die Frage nach Gestaltwerdung der Gemeinde Jesu Christi stellte sich wieder neu für viele Christen in der

zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Denn wer Jesus Christus und seinen Auftrag ernst nimmt, kann nicht an der Frage nach seiner Gemeinde vorbeigehen. Er wird sich der Frage stellen müssen, was Jesus gemeint hat, als er sagte: „Ich will bauen meine Gemeinde.“

Es gab viele, die sich nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches 1945 fragten, wie die Gemeinde Jesu im Lande auf die neue Situation reagieren müsse. Der alte und ehrwürdige Pfarrer Eduard Wächter in Frankfurt war einer von denen, die diese Frage zutiefst bewegten. Er war ein Mann des Glaubens und des Gebets, ein Seelsorger und Verkündiger des Wortes. Ich hatte es mir seit Jahren zur Regel gemacht, die alten Brüder zu besuchen, um von ihnen zu lernen. Dazu gehörte vor allem auch Bruder Wächter. Jedesmal, wenn ich durch Frankfurt kam, habe ich die Reise unterbrochen, um ihn aufzusuchen.

Von Wächter war bekannt, daß er als 35jähriger lediger Pfarrer an der Christuskirche zu Frankfurt am 1. Advent im Jahr 1900 seinen Talar auf der Kanzel abgelegt hatte, nachdem er vorher im Gottesdienst über die Gemeinde Jesu nach dem Neuen Testament gepredigt hatte.

Eduard Wächter blieb trotz dieses Schrittes doch in Liebe mit den Gläubigen in der Kirche verbunden. Er war ein Mann der Evangelischen Allianz und war mitbeteiligt an der bis in unsere Tage vieldiskutierten „Berliner Erklärung“ von 1909. Die Gruppe von Gläubigen, die Wächter damals folgte, nannte sich zuerst „Christliche Gemeinde“ und schloß sich später dem Bund der Freien evangelischen Gemeinden an.

Als ich im Frühsommer 1945 Bruder Wächter besuchen konnte, berichtete er von seinem Studienfreund Theophil Wurm, dem Landesbischof von Württemberg,



mit dem er sich herzlich verbunden fühlte. Wurm hatte Wächter seine Himmelfahrtspredigt zugeschickt, in der er von der Chance eines neuen Anfangs für die Evangelische Kirche gesprochen hatte. Wächter, der inzwischen 80 Jahre alt war, nahm das zum Anlaß, Landesbischof Wurm zu schreiben, wie das geschehen könne. Er erwartete einen angekündigten Besuch von Wurm und meinte, wir müßten beten, daß Gott dem Landesbischof den Mut und die nötige Kraft zu diesem neuen Anfang geben möge. Ihn trieb die Sorge um die Seelen der Menschen, bei denen sich unbiblische Vorstellungen über das Christwerden eingeschlichen hatten. Nun meinte er, daß gerade jetzt nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches eine Gelegenheit gegeben wäre, mit falschen Vorstellungen aufzuräumen, die ein Hindernis für eine echte Glaubensentscheidung wären.

Wie sehr diese Fragen damals auch andere Männer der Kirche bewegte, ist in den nachfolgenden Äußerungen von Hanns Lilje ersichtlich, dem späteren Landesbischof der evang. luth. Kirche von Hannover (1947-1971). Lilje schrieb unter dem Eindruck der Erlebnisse im Dritten Reich im Schlußkapitel seines Buches über Martin Luther, das 1946 erschien: „Europa ist aus seiner christlich bestimmten Geschichtsepoche herausgetreten [...] Wenn die Kirche einen irdischen Weg in die Zukunft hat, wird sie der Urkirche ähnlicher sein als in irgendeiner voraufgegangenen Epoche ihrer Geschichte. Sie wird wieder die Erziehung mit der Mission vertauschen, und je mehr sie wieder die kleine Herde wird, um so mehr wird sie auch ihre irdischen Erwartungen nicht aus Anleihen bei der wechselnden Kultur, sondern bei den Verheißungen ihres wiederkommenden Herrn suchen. [...] Die Zugehörigkeit zur christlichen Kirche wird wieder aus einer Sache der Konvention zu

einer persönlichen Glaubensentscheidung werden [...] Für den Christen, der die neutestamentliche Verkündigung kennt, ist es ein vertrauter Gedanke, daß die Kirche, je mehr sie dem Ende ihres irdisch-geschichtlichen Weges zuschreitet, um so mehr wieder auch die äußere Gestalt der Urkirche annehmen wird, und daß die großen Verheißungen ihres Herrn ihr als der kleinen Schar gegeben sind.“ Dieser Auffassung Liljes kann ich mit vielen anderen nur von Herzen zustimmen.

Wir müssen leider die unbestreitbare Tatsache zur Kenntnis nehmen, daß viele Kirchenmitglieder in unserem Land und der westlichen Welt nur mit einem Firnis des Christentums versehen sind. Weithin werden die Menschen als Christen angesprochen, ohne daß sie je Christen im Sinne des biblischen Zeugnisses geworden sind. So berichtete es der Bibelübersetzer Dr. Hermann Menge von sich selbst, nachdem er zum lebendigen Glauben an Jesus Christus gekommen war. Rückblickend sprach er von sich als einem „christianisierten Weltkind“.

In den Jahren nach der großen Katastrophe und dem Ende des Krieges 1945 bestand in unserm Volk eine große Offenheit für das Evangelium. Diese Zeit ist nicht so genutzt worden, wie es hätte sein müssen. Es setzte ein Prozeß der Säkularisierung ein, der alle Bereiche des Lebens immer mehr erfaßt hat. Die steigenden Austrittszahlen aus den traditionellen Kirchen sprechen eine eigene Sprache.

In dem Geleitwort zu meinem Büchlein: „Erfahrungen mit Gott im Werden einer Großstadtgemeinde“ schrieb Prof. Dr. Adolf Köberle 1979: „Deutschland, das Heimatland der Reformation, ist in dem ‚nachchristlichen‘ Zeitalter, in das wir längst eingetreten sind, zum Missionsland geworden [...] Es erwies sich als nötig, Zerrbildvorstellungen vom Christentum und vom

Christsein abzubauen, auch die Vermittlung von Informationen über die zentralen Wahrheiten der Bibel mußten nachgeholt werden. Vor allem aber galt es anzuleiten, ein Leben des Gebets in der Nachfolge Jesu zu führen [...]“

Was Adolf Köberle damals zum Ausdruck brachte, ist inzwischen noch dringlicher geworden. Wir sind von Menschen umgeben, die das Evangelium nicht kennen. Darum ist Evangelisation auf den verschiedensten Ebenen ein Gebot der Stunde. So dankbar man für das öffentliche Angebot des Evangeliums mit Dr. Billy Graham bei ProChrist '93 sein darf, so muß leider doch festgestellt werden, daß es viele kirchliche Vertreter und Medienleute gibt, die nicht verstanden haben, worum es beim Angebot des Evangeliums geht.

Bei der Lausanner Bewegung, in der Deutschen Evangelischen Allianz und beim Evangeliums-Rundfunk ist die Verpflichtung zur Evangelisation seit vielen Jahren schon in ihrer Dringlichkeit aufgenommen worden. Diese Bemühungen gilt es zu unterstützen. Darüber hinaus wäre in unserem Land eine Gebetsbewegung nötig, daß Gottes Geist in vielen Menschen einen geistlichen Hunger nach Jesus und dem Evangelium erwecken möge.

Was unser Land vor allem braucht, sind lebendige christliche Gemeinden. Sie sind Leuchter Gottes im Dunkel unserer Zeit. Dazu ist es notwendig, daß sie ein eindeutiges bibelorientiertes Profil haben. Sie bieten suchenden und fragenden Menschen Hilfe und Heimat. Es sind Gemeinden, die aber auch über die eigenen Grenzen hinweg geistliche Verbundenheit mit denen suchen, die Christus lieben und sich der Wahrheit des Evangeliums verpflichtet wissen. Es ist eine beglückende Erfahrung, daß es dieses Miteinander überall dort

gibt, wo Christen aus Landeskirchen, Freikirchen und Gemeinschaften in Christus den Mittelpunkt ihres Lebens gefunden haben.

Wenn wir uns die gegenwärtige kirchliche Lage vor Augen halten, kann das nur mit Sorge geschehen. Gibt es da nicht viel Abfall von der Wahrheit des Evangeliums, der viele Christen angesichts des letzten Münchener Kirchentags bedrückt hat? Prof. Dr. Wolfhart Pannenberg beklagte, daß das Gesamtbild von den grenzüberschreitenden Veranstaltungen bestimmt wurde, seien sie interreligiösen Charakters mit Muslimen, Juden und Buddhisten, sei es im Vorstoß zu neuen Ufern der Ethik wie beim Thema der Homosexualität. Der Kirchentag habe dem Pauluswort (Römer 15, 7) mit dem Motto: „Nehmet einander an“ einen ganz anderen Sinn gegeben. Die paulinische Mahnung sei in eine Aufforderung umgedeutet worden, alle Menschen ohne Rücksicht auf Unterschiede des Glaubens und der Lebensführung „anzunehmen“. Das sei keine harmlose Verallgemeinerung des Apostelwortes, sondern eine Verfälschung seines Sinnes. Es ist schlimm, wenn Unterschiede nicht mehr wahrgenommen werden, wenn Orientierung fehlt und nicht mehr deutlich ist, was christlich und was antichristlich ist. Oder wenn die Frage gestellt wird: „Was ist noch christlich am Christentum?“

Gemeinde Jesu kann und darf nicht, wenn wir die Sendschreiben der Offenbarung recht verstehen, Sammelbecken für alles sein. Die Worte Jesu sind dort sehr eindeutig.

Im Jahre 1950 nahm ich in Bad Boll an der Tagung „Kirche und Freikirche“ unter der Leitung von Prälat Karl Hartenstein teil. Bei einer Bibelarbeit über Offenbarung 17 sprach er von der großen „Hure“ auf dem Rücken des Tieres. Dabei betonte Karl Hartenstein mit

großem Ernst, daß nach seinem Verständnis unter der „Hure“ das verweltlichte Kirchentum der Endzeit zu verstehen sei. Überrascht stellte ich fest, daß mehrere andere Ausleger dieselbe Auffassung vertraten.

Auch der ehemalige lutherische Oberkirchenrat und Kreisdekan Dr. Julius Schieder in Nürnberg war dieser Überzeugung. Er schenkte mir bei einer Begegnung damals sein Büchlein über Themen der Offenbarung des Johannes. Darin J. Schieder zu Offenbarung 17: „Ein Teil der Kirche wird der Welt verfallen, sie wird zur Hure werden, zur Ehebrecherin, die die Ehe mit Gott bricht, sie wird auf dem Tiere reiten, sie wird mit der dämonisierten Welt sich einlassen, wird mit ihr kokettieren, sie wird sich der Welt immer mehr anpassen, angliedern und eingliedern. Sie wird nicht ganz aufhören, Kirche zu sein, aber sie wird die ‚Kirche des und‘.\* Sie predigt Gott und die Welt, Gott und den Menschen. Die Pfarrer dieser dirnenhaft gewordenen Kirche werden neben der Bibel immer noch ein anderes Buch liegen haben und sich aus ihm holen, was sie predigen wollen. Die Kirche wird die Kirche des Sowohl-Als-auch. Aber damit verfällt sie mit der Welt draußen dem Gericht Gottes. Der andere Teil der Kirche wird treu bleiben, wird die Ehe mit Christus rein halten, aber verfolgt, angefochten und bedroht [...]“

Diese geradezu prophetischen Worte des ehemaligen Nürnberger Oberkirchenrats beschreiben Entwicklungen, wie sie sich heute schon vor unseren Augen abspielen. Die hier geschilderte Gefahr müssen wir sehr ernst nehmen. Wir sind alle bedroht, wenn wir nicht wachsam sind und nicht bei Christus und bei seinem Wort bleiben. Wer nicht mit seinem Herzen an Christus

---

\* Eine Kirche, die alles unkritisch neben sich stehen läßt.

hängt, wird dann von der Sogkraft der großen Hure und dem Geist der Verführung erfaßt.

Viele Menschen stehen heute angsterfüllt und ratlos der Zukunft gegenüber. Als Christen dürfen wir jedoch getrost sein und wissen, daß Jesus wiederkommt und daß er mächtig ist, seine Gemeinde durch alle Stürme der Weltgeschichte ans Ziel zu bringen. Er hat gesagt: „Ich will bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Wenn sich im gegenwärtigen Weltgeschehen apokalyptisches Wetterleuchten bemerkbar macht, dann müssen wir die Verheißungen des Herrn im Herzen festhalten, unsere Häupter erheben und daran denken, daß unsere Zukunft in Gottes Hand ist. Es bleibt bestehen: „Gott ist immer noch da.“

Wichtig ist jedoch, daß unser Blick nicht nur auf die Zukunft gerichtet ist, als gäbe es hier in der Gegenwart nichts mehr zu tun. Wir brauchen offene Augen und Sinne für die Möglichkeiten, die Gott uns hier und heute geschenkt hat. Die Botschaft von Jesus Christus ist immer aktuell und paßt in jede Zeit. In Jesus Christus begegnet uns die große Liebe und Menschenfreundlichkeit Gottes. Es gibt nichts, was Ersatz für Jesus Christus sein könnte. Wenn ich daran denke, wie durch Jesus Christus etwas wunderbar Neues in mein Leben gekommen ist, so habe ich den Wunsch, daß viele andere doch auch diese Erfahrung machen möchten.

## Nachwort

Ich liebe Bücher, aber besonders liebe ich Biographien. Durch sie habe ich viel gelernt. Schließlich haben andere vor uns gelebt, und von ihren Erfahrungen können wir profitieren.

Das gilt auch für dieses Buch. Einige Male habe ich bei Schürenbergs übernachtet und ihre Gemeindegarbeit kennengelernt. Hermann und Elfriede Schürenberg gehören zu den Menschen, bei denen man sich schnell zu Hause fühlt. Da war keine Fremdheit, sondern liebevolle Anteilnahme. Wie gut konnte ich verstehen, daß beide für viele junge und oft einsame Leute zu Eltern wurden, bei denen man sich menschlichen und geistlichen Rat holte. Hermann Schürenberg ist ein Mann, der sorgfältig auf die Führung Gottes achtet und das Erkannte mit großer Beharrlichkeit umsetzt. Das gilt auch für seine Frau. Beide — auch in ihrer gegenseitigen Ergänzung — beeindruckten mich tief.

Aber das Geheimnis von Hermann und Elfriede Schürenberg liegt nicht in ihren überragenden Persönlichkeiten, sondern in ihrer Nähe zu Jesus. Wer sie kennenlernt, begreift, wie sehr sie den „Herrn aller Herren“ lieben und ihr Leben für ihn leben. Liebe, Hingabe und Gehorsam, das sind die Stichworte, die mir bei den beiden einfallen und die dazu geführt haben, daß sich ihr Leben für Gott nicht auf besondere Arbeits- und Dienstzeiten eingrenzen läßt, sondern alles umfaßt, auch ihren sogenannten Ruhestand.

„Wir sollen die Väter nicht **kopieren**, sondern **kopieren**“, hat Helmut Thielicke gesagt, und das gilt auch für Hermann Schürenberg. Nicht ihn nachmachen, sondern seine Einsichten und Erfahrungen aufnehmen und in die eigene Situation übersetzen, darum geht es — auch beim Lesen dieses Buches. In diesem Sinne wünsche ich, daß es zu einem Werkzeug Gottes wird und zu einem Hinweis auf Jesus Christus, der mit „ganz normalen Menschen“ (Jakobus 5, 17a) sein Reich baut.

Peter Strauch



»Wenn Gott nicht das Haus baut, arbeiten die Bauleute vergebens.« Hermann Schürenberg (Jahrgang 1916) weiß, wovon er schreibt. Er hat in der Nachkriegszeit Gemeindeaufbau sehr praktisch erlebt. Aus einer Hausgemeinde entstand in Nürnberg eine große Freie Evangelische Gemeinde. Ende der sechziger Jahre kam mit München ein weiterer Baustein hinzu. Hermann Schürenbergs Gemeindegemeinschaft wurde zum Ausgangspunkt für das Entstehen anderer Gemeinden. Sein Erfolgsrezept: bedingungsloser Einsatz für Gottes Sache – aus Liebe zu den Menschen. Dabei wurde er zum Brückenbauer, dessen Verbindungen weit über den Bereich der eigenen Gemeinden hinausgehen. So werden diese persönlichen Erlebnisse zu einem interessanten Stück Zeit- und Entwicklungsgeschichte der Evangelischen Allianz in Deutschland.



ISBN 3-87067-582-9

**Brendow**  Buch  
Kunst  
Verlag